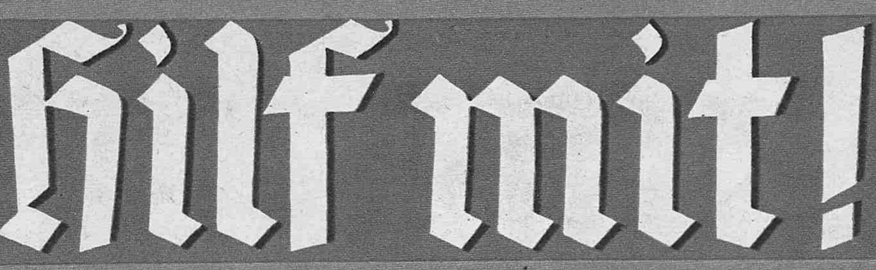
Nr. 11
32 Seiten
10 Pf.

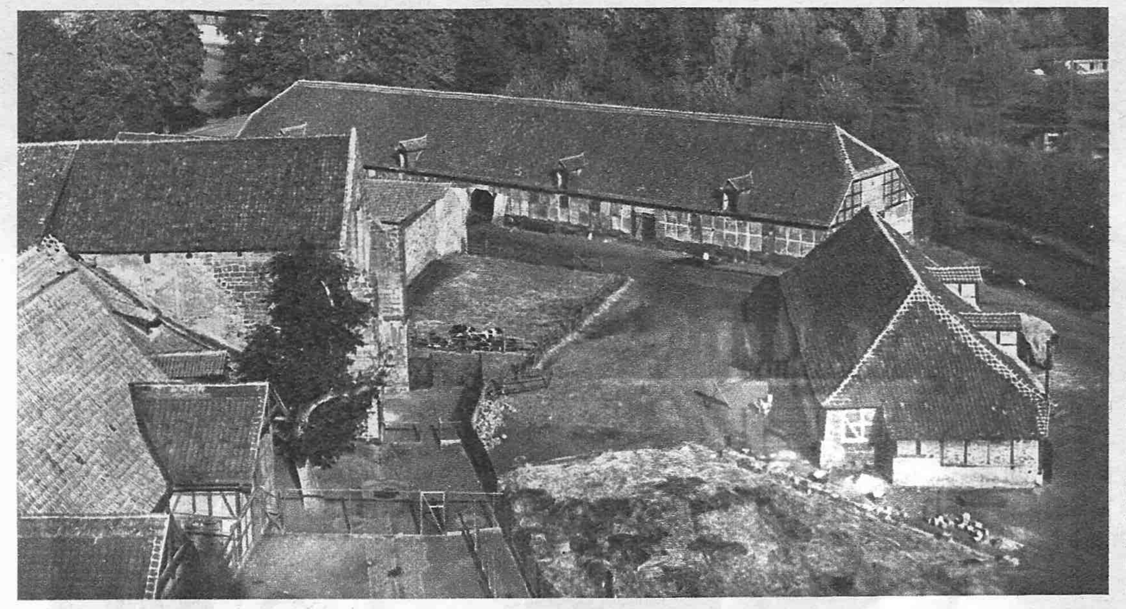


August
1936

Illustrierte deutsche Schülerzeitung

Ein Schluck — und weiter geht die Fahrt!

Aufnahme: Bittner



Auf diesem niedersächsischen Hof saß das Geschlecht der Ludolfinger, dem Heinrich I. entstammte. Auch er lebte hier. — Der Hof liegt bei Quedlinburg, wo am 2. Juli dieses Jahres die tausendste Wiederkehr des Todestages König Heinrichs festlich begangen wurde

Aufnahmen: Ebert

Der König aus deutschem Bauerngeschlecht

Wir schreiben das Jahr 918 in deutschen Landen. Um den alten Königshof heult der Dezembersturm. Es ist nur eine kleine Versammlung von Männern, die um das Sterbebett des verwundeten Königs Konrad stehen. Das Wundfieber ist nicht gewichen. Der König fühlt, daß es zu Ende geht. Die Männer flüstern leise: „Böse Zeiten im Reich, bitterböse Zeiten! Der Herzog von Lothringen ist abgefallen, der Herzog von Bayern steht nicht mehr zu uns, mit dem Sachsenherzog Heinrich ist der Herr König verfeindet, und dazu die Ungarn! Sie haben ein Wort in ihrer Sprache, das heißt: „ein Land ausfischen". Dann reiten sie um eine ganze Landschaft herum in großem Kreis, und was in diesem Kreis an Vieh und Menschen ist, nehmen sie mit, als Raub, als Sklaven. Und wenn der Ungar weg ist, kommt der Däne, und wenn der Däne weg ist, kommt der Wende — und das Reich geht dabei zugrunde."

Der König erwacht aus seinem Halbschlummer, richtet den abgemagerten Körper in den Kissen auf und winkt seinem Bruder: „Eberhard, wenn du mir die Augen zugedrückt hast, so reite zu Heinrich, dem Sachsenherzog. Gewiß, er war mein härtester Gegner, aber er allein kann das zertrümmerte Reich neu aufrichten. Herzog Heinrich soll des Reiches Krone tragen. Ihr sollt zu ihm stehen, wie ihr zu mir gestanden habt."

*

Die Großen von Sachsen und Franken haben Herrn Heinrich zum König gewählt. Der hochgewachsene Mann mit den klaren blauen Augen und dem gewaltigen Körper sieht zukunftsfroh aus. Die neben ihm geht, ist seine Gemahlin, Mathilde, die Enkelin Wittekinds. Der König hat den Zuruf der Krieger entgegengenommen — da tritt der Erzbischof Heriger von Mainz auf ihn zu, ergreift seine Hand: „Es ist mir eine Freude über alle Freuden, Herr Heinrich, daß Ihr so an des Reiches Spitze gestellt seid. Nun fehlet mir noch eines: Ihr solltet gesalbt werden, wie König David gesalbt wurde, solltet so auch die Krone mit dem Segen der Kirche nehmen."

Heinrich sieht ihn nachdenklich an, ein ganz feines Lächeln spielt um seine Lippen: „Herr Erzbischof, es genügt mir, daß ich König heiße, dank der göttlichen Gnade und" — wieder erscheint das kühle Lächeln — „Eurer frommen Gunst. Die Salbung mag Besseren vorbehalten sein." —

Fern am Himmel steht flackender Flammenschein. Der Ungar ist wieder einmal im Land! Herr Heinrich hält hoch zu Roß vor seiner Burg Pöhlde, umgeben von seinen Kriegern. Da sprengt eine Reiterschar heran. In ihrer Mitte führen sie, auf die Pferde gebunden, einige gefangene Ungarn. Der Reiterführer steigt ab: „Herr Heinrich, das war ein guter Fang. Bei einem Erkundungsritt haben wir der Ungarn Heerführer abgefangen." Heinrich tritt auf den ungarischen Riesen zu, winkt: „Löst ihm die Fesseln!" Der Ungar sieht den König ruhig an. Der fährt fort: „Willkommen, als mein Gast! Hab' Euch nicht eingeladen, aber denke, mir ist ein wertvoller Vogel ins Garn gegangen. Heiße ja ohnehin im Land der Vogelsteller."

Wenige Tage darauf sind Unterhändler der Ungarn auf der Burg; sie wollen ihren Heerführer auslösen. Heinrich schließt mit ihnen einen Waffenstillstand auf neun Jahre. Als die Verhandlung zu Ende ist, sagt er aufatmend: „War ein zähes Verhandeln mit den eigensinnigen Männern. Wir haben neun Jahre Waffenstillstand — gegen Tributzahlung, versteht sich! Ist der Waffenstillstand zu Ende, dann steht ein anderes Deutsches Reich da, das an niemand mehr Tribut zahlen wird!"

*

Glühend prallt die Sonne auf die Felder von Lothringen. König Heinrichs Heer reitet und reitet. Wo immer des abtrünnigen Herzogs Leute sich zum Kampf gestellt haben, sind sie besiegt worden. Die Krieger haben die schweren Helme über den Rücken gehängt und tragen große geflochtene Strohhüte wie daheim bei der Feldarbeit. Es sind alles freie sächsische Bauern, die hier mit Heinrich zu Felde ziehen. Wie hatte der Franzosenkönig gespottet über die Sachsen, und dem König mitgeteilt, daß er ihm so viel französische Helme zeigen werde, wie sie Heinrich nie gesehen. Heinrich hatte damals gesagt: „Und ich werde dir so viel sächsische Strohhüte schicken, wie sie ganz Frankreich nicht gesehen hat!" — Am Abend des Tages hat der Herzog von Lothringen sich unterworfen und der König von Frankreich Frieden angeboten.

*

Quer durch das Reich ist Heinrich mit seinem Heer gezogen. Wenn sie keine starke Heeresmacht sehen, glauben die großen Herzöge von Schwaben und Bayern sich um den König nicht kümmern zu brauchen. Und dann ist Herr Heinrich ihnen ins Land gerückt. Kein Dorf, keine Mühle ist angesteckt worden — und trotzdem haben sich die Herzöge dem König unterstellt, Heeresfolge gelobt und Treue geschworen.

*

Und wieder ist Winterszeit. König Heinrich lagert mit dem deutschen Heer vor der Wendenfestung Brennabor. Seit Jahren war es das gleiche Spiel — wenn Heinrich im Reiche zu kämpfen hatte, dann kamen die leichten wendischen Reiterscharen nach Sachsen, trieben das Vieh ab, hieben die Grenzwachen zusammen — und wenn man ihnen nachsetzte, lagen sie wieder in der großen Sumpffestung mit den wenigen Zugängen. Riesige Palisaden sperrten die schmalen Dämme, die durch das Moor führten. Ein paarmal waren die Deutschen Sturm gelaufen dagegen, ein paarmal mit blutigen Köpfen abgewiesen worden. Solange der tiefe Sumpf die Festung schirmte, war ihr nicht beizukommen. Jetzt hatte sich König Heinrich eng um das alte hochberühmte Raubnest gelagert, ließ nichts heraus und nichts herein. Man erzählte im deutschen Lager, daß sie drinnen in der Festung schon ihre Pferde schlachten mußten und kein Korn mehr hatten.

Am Lagerfeuer liegen, in dicke Decken eingehüllt, die Krieger. Frostkalter Morgen zieht herauf. Da tritt ein hochgewachsener Mann zu den schlafenden Männern. König Heinrich selber ist's: „Steht auf, leise; werft Holz aufs Feuer, damit sie drinnen denken, wir kochen den Morgenbrei! Nehmt eure Waffen und macht euch bereit!"

Mann hinter Mann schleicht sich im Dunkel der langsam weichenden Nacht das deutsche Heer über die zugefrorenen Sümpfe auf die Festung zu. Drinnen ist alles still, selbst die Torwachen scheinen ermüdet.

König Heinrich lächelt grimmig: „Das ist die beste Zeit, eine Stunde bevor sie die Nachtwachen ablösen." Er selbst trägt einen dicken Pelz über dem Panzer, die Krieger lange Wollmäntel und Kapuzen, mit Schnee bestaubt. Erst kurz vor der Festung hebt Heinrich den Speer. Im Sturmlauf erklettern sie die Wälle — und als es drinnen lebendig wird, als die ersten Pfeile fliegen, sind Heinrichs Krieger bereits über den Wall, werfen die Feuerbrände in die Holzhäuser. Noch schlägt sich der tapfere Feind in den engen Gassen — aber Heinrich ist drin — und ehe die Sonne voll aufgegangen ist, ballt sich die Besatzung am östlichen Tor zusammen und bricht ins Freie aus. Heinrichs Krieger wollen die Verfolgung aufnehmen, aber der König winkt ab. „Reisende Leute soll man nicht aufhalten. Die kommen nicht wieder und werden uns auch die Festung nicht mehr abnehmen. Hier soll Sachsens Schutzwehr entstehen."

*

Jahrelang noch hat König Heinrich hier zwischen Elbe und Oder Krieg geführt. Eines der kleinen Wendenvölker nach dem anderen hat dann seinen Frieden mit Heinrich gemacht und ist sein Bundesgenosse geworden.

Aber auf dem deutschen Lande liegt der Druck des Ungarntributs. Seine Sachsen, die Franken, die Lothringer, die Schwaben und die Bayern stöhnen über die Abgaben. Heinrich zuckt die Achseln: „Ungarntribut —, kann euch nichts davon erlassen!" Aber er behält einen Teil des Geldes zurück, davon baut er Burgen. Sie sollen das deutsche Land schützen vor den Reiterhaufen der Ungarn; sollen Zuflucht geben und Rückhalt in dem Kampf, der kommen wird. Mauern und Türme wachsen aus der Erde. Klug sucht sich Heinrich die wichtigsten Paßstraßen aus, auf denen die Ungarn kommen können, und sperrt ihnen so die Wege.

Wieder reitet eine ungarische Gesandtschaft zum König, verlangt den Tribut. Heinrich empfängt sie nicht, sondern läßt ihnen nur sagen, der deutsche König zahle keine Tribute mehr. — Da wird es lebendig in den großen Heerlagern zwischen Donau und Theiß. „Der Deutsche will nicht mehr zahlen!" Das Wort eilt wie ein Lauffeuer von Zelt zu Zelt, und schon sammeln sich die Reiter, hängen die lange Lanze um, nehmen die Kugelgeißel und den Hornbogen zur Hand und satteln die kleinen, schnellen Pferde. Zwei große Reiterheere rücken ab, um den deutschen König in seinem eigenen Lande, in seinem Herzogtum Sachsen zu überfallen. Den Ungarn ist nicht ganz wohl bei diesem Zug. Immer aufs neue müssen sie Burgen umgehen und einschließen, versuchen vergebens im Sturm die Mauern zu nehmen, ziehen dann weiter.

Das Heer, das König Heinrich ihnen jetzt entgegenführt, sieht anders aus als die armen Aufgebote, wie sie einst König Konrad hatte. Wohl ist noch viel Fußvolk dabei, aber es sind ausgesuchte, behende Leute, die Kriegserfahrung und Übung haben. Kern und Rückhalt des Heeres ist jedoch Heinrichs Reiterei. Aus den Besatzungen der Burgen, von den großen breiten Höfen sind die gewappneten Männer auf schweren Pferden gekommen. Hell leuchten die Panzer und Schwerter im Sonnenlicht, als Herr Heinrich das Heer zur Schlacht an sich vorüberziehen läßt.

„Wenn die Ungarn das sehen, gehen sie auf den Hasenpfad", sagt Herr Heinrich. „Dann machen sie mit ihren Pferdchen rasch kehrt, und ich bekomme sie nicht zu fassen." So läßt er seine Reiterei hinter einer Höhe halten und schickt das leichte Fußvolk vor.

Drüben breitet sich das ungarische Reiterheer aus. Man sieht, wie die Führer sich in den Steigbügeln heben und die kleinen Haufen des deutschen Fußvolks mustern. Ein riesiger Reiterführer mit wehendem schwarzen Schnurrbart wendet sich zu seinen Gefolgsleuten, die schon die Lederschilde mit dem Eisenbuckel am linken Arm, die



Denkmal Heinrichs I. in Halberstadt

dünne Stoßlanze in der rechten Faust halten: „Seht nur, das ist Heinrichs Heer, und damit will er uns den Tribut aufkündigen!" Gellendes Hohngelächter der braunen Steppenreiter antwortet auf den Zuruf, und in einer Wolke von Staub jagt das Ungarnheeer zum Angriff vor. Noch sind sie nicht ganz heran, da weicht das deutsche Fußvolk, vom ersten Pfeilhagel überschüttet, nach beiden Seiten auseinander. Blindwütig jagt das ungarische Heer auf die scheinbare Lücke in der Schlachtordnung los.

Da — hinter dem kleinen Höhenzug wird es lebendig! Herr Heinrich reißt das Schwert hoch — und plötzlich rasselt, Reihe hinter Reihe, das deutsche Reiterheer, mit schweren Stoßlanzen und langen Schwertern bewaffnet, auf die Ungarn los. Der Schreck ist überwältigend. Die vordersten Reiter der Ungarn werfen die Pferde herum, während die rückwärtigen Reihen den neuen Gegner noch gar nicht gesehen haben. Es entsteht ein wirres Durcheinander von Pferden und Männern — und schon donnern die schweren deutschen Pferde heran und drücken den ungeordneten Haufen vor sich her. Ein kurzer Kampf — dann wenden sich die Ungarn zur Flucht. Der eine oder andere dreht sich als geschickter Reiter noch auf seinem Pferd und sendet den Deutschen seinen Pfeil entgegen, aber die Mehrzahl der Pfeile prallt unschädlich an den Panzern ab. Endlich geben die Deutschen die Verfolgung auf. Von dem großen Ungarnheer sind nur Staubwolken fliehender Reiterscharen zu sehen.

*

Zum letzten Male versammelt der greise König die Großen des Reiches zu Erfurt. Von Quedlinburg hat er sich aufgemacht. Noch einmal wollte er die Stadt sehen, deren Grundstein er gelegt, wo sein Geschlecht wurzelt, wo ihm einst Herzog Eberhard die Krone angetragen hat. Nun bestimmt er seinen ältesten Sohn Otto zum Nachfolger und läßt ihm von seinen Würdenträgern, den Herzögen und Bischöfen, Treue schwören. — Im Morgengrauen reitet er heim, gen Memleben, legt sich zum Sterben. Abend wird's; noch einmal blickt der Herrscher hinaus ins weite Land: „Jetzt fahren sie bald die Ernte ein im deutschen Lande. Bin auch ein Bauer gewesen am Deutschen Reich, hab' mit dem Schwert pflügen müssen manches Mal. Aber nun ist der Acker rein. Die nach mir kommen, werden darauf bauen können . . ."

Dr. Johann von Leers.

Aus dem Leben Friedrichs des Großen

Am 17. August 1786 starb Friedrich der Große, Preußens größter Staatsmann und Feldherr.

Von allen Jahren des Siebenjährigen Krieges war das Jahr 1759 für Friedrich den Großen das schlimmste. Von allen Seiten rückten seine Feinde an, um den preußischen Staat zu überwältigen. Schon ging dem König das Geld aus; die besten Truppen waren gefallen, und noch immer schwoll die Übermacht an. Als er in Schlesien gegen die Österreicher im befestigten Lager stand, drohte ihm die größte Gefahr von einer gewaltigen russischen Armee von 60 000 Mann, die von Osten gegen die Oder vorrückte und bereits Berlin bedrohte. Ein österreichisches Hilfskorps unter dem gewandten General Laudon hatte sich mit den Russen vereinigt. Friedrich der Große mußte handeln. Das Heer des Feindes zählte 70 000 Mann, denen er nur etwa 50 000 Mann entgegenstellen konnte. Schon hatte der Feind Frankfurt an der Oder besetzt und rückte immer näher heran.

An einem glühend heißen Augusttage setzte Friedrich der Große sein Heer in Marsch. An Geschützen, an Fußvolk, an Reitern war er dem Gegner unterlegen. Von den Höhen des Dörfchens Trettin aus sah er die feindlichen Stellungen. In langer Linie, wohlverschanzt auf Höhenzügen vom Mühlberg bis zum sogenannten Judenberg, stand das feindliche Heer aufmarschiert. Die Russen hatten vor ihrer Stellung große Holzverhaue aufgebaut, um den Vormasch der Preußen zu hindern.

Friedrich der Große entschloß sich, seine berühmte schiefe Schlachtordnung anzuwenden. Mit ihr hatte er bei Leuthen gegen dreifache Übermacht gesiegt. Die schiefe Schlachtordnung beruht darauf, den einen Flügel ganz zurückzuhalten, dagegen alle verfügbaren Truppen am anderen Flügel zusammenzuziehen, hier anzugreifen und die feindliche Stellung von der Seite zu packen und aufzurollen.

Morgens früh um drei Uhr ließ er seinen rechten Flügel durch einen großen Wald heranrücken, während der andere Flügel sich zurückhielt. Es war ein schwerer Marsch, die Kanoniere mußten alle Kräfte anspannen, um die Geschütze heranzubringen. Endlich hatten die Preußen sich an den Gegner herangearbeitet. Vom Mühlberg donnerten die russischen Geschütze. Da ließ Friedrich der Große stürmen. Acht hochberühmte preußische Grenadierbataillone gingen bei Trommelschlag unter lebhaftem Feuer zum Angriff vor, kletterten den Berg hinauf, warfen in schwerem Handgemenge die Russen vom Mühlberg herunter, nahmen ihnen alle Geschütze ab, drängten den linken russischen Flügel vor sich her. Aber durch das Gewirr von Sumpf und Wald und kleinen Teichen bekam der König seine Truppen und vor allem seine Kanonen nur mit Mühe heran. Der geschlagene russische Flügel konnte sich wieder sammeln, und die Heeresmassen in der Mitte der russischen Stellung stießen vor. Noch einmal ließ Friedrich angreifen. Mit gefälltem Bajonett warfen sich die preußischen Truppen in erstickender Hitze — viele hatten zwölf Stunden keinen Tropfen Wasser bekommen — auf den Gegner. Und wieder wurden die russischen Massen zurückgedrängt, Regiment nach Regiment geworfen, erst jenseits einer steilen Schlucht konnten sie sich sammeln.

Aber der König will ganze Arbeit machen. Seine schwer erschöpften Truppen werden noch einmal angesetzt — und da wendet sich das Schicksal. Die frischen österreichischen Regimenter unter Laudon greifen ein. Vergebens reitet Friedrichs Reitergeneral, der treue Seydlitz, an; zum erstenmal versagt die schiefe Schlachtordnung. Die ungefügen Heeresmassen des Gegners brechen aufs neue los. Österreichische Reiterei umgeht die auf den Tod erschöpften Regimenter der Preußen und fällt ihnen in den Rücken.

Mitten im Hagel der Geschosse ergreift der König selber die Fahne eines Bataillons und führt es gegen den Feind. Offiziere an seiner Seite fallen, sein Pferd wird unter ihm zusammengeschossen, eine Kugel trifft ihn und schlägt sich wie durch ein Wunder an seiner goldenen Tabaksdose platt. Der König will nicht nachgeben. Er ruft aus: „Wir müssen alles versuchen, um die Schlacht wiederzugewinnen. Ich muß hier, so gut wie ihr, meine Schuldigkeit tun." Im rasenden Feuer des Gegners, das ganze preußische Bataillone niedermäht, hält der König aus. Endlich ist auch ihm klar, daß die Schlacht nicht mehr zu retten ist. Seine Truppen fluten aufgelöst zurück. Er selber hält einsam auf einer Höhe, und man will gehört haben, wie er in bitterster Verzweiflung ausrief: „Gibt es denn keine verfluchte Kugel für mich?!" Der Rittmeister von Prittwitz von den Zieten-Husaren kann ihn noch gerade vor den Schwärmen der russischen Kosaken retten, die ihn beinahe gefangengenommen hätten.

Die Niederlage ist vollkommen. Am Abend schreibt der König aus dem Dörfchen Ötscher: „Ich habe den Feind heute morgen um 11 Uhr angegriffen . . . alle meine Truppen kamen in Aktion, haben Wunder getan. Dreimal sammelte ich sie wieder, schließlich wurde ich selber beinahe gefangengenommen, und wir mußten das Schlachtfeld verlassen. Mein Rock ist vollständig durchlöchert von Kugeln. Zwei Pferde sind unter mir getötet worden. Mein Unglück ist, daß ich noch am Leben bin."

Das war die furchtbare Niederlage von Kunersdorf. Und doch! Wenige Tage nach der Schlacht hatten sich die zersprengten, geschlagenen Truppen bei Friedrich dem Großen wieder angefunden. Diese armen zerfetzten Heerestrümmer traten in Reih und Glied, und so groß war die Furcht der Gegner vor der Feldherrnkunst des Königs, daß sie überhaupt keine Verfolgung wagten. Der russische Höchstkommandierende berichtete nach Hause: „Noch ein solcher Sieg — und ich werde die Siegesbotschaft selbst mit dem weißen Stab in der Hand nach Hause bringen müssen." Im Unglück, in der tiefsten Not, bewährte sich Friedrichs des Großen Seelenkraft und Feldherrnkunst am schönsten. Nach wenigen Tagen schon hatte er sein Heer wieder einigermaßen schlagfertig. Die Gegner erfuhren das bald und wagten keinen neuen Angriff, sondern zogen sich langsam zurück. Fast ohne Geld, mit einem armen, großenteils verwüsteten Lande, hielt der König durch.

Am Ende gewann Preußen den Siebenjährigen Krieg, in dem alle Großmächte Europas gegen den Staat Friedrichs des Großen sich verbunden hatten.

*

Aber Friedrich der Große kümmerte sich auch um alle seine Soldaten und um die alten Getreuen am meisten. Einmal sah er in einem Regiment einen eisgrauen alten Unteroffizier und fragte ihn: „Mein Freund, es wird wohl Zeit, daß Ihr versorgt werdet; habt Ihr auch was gelernt?"

Der alte Unteroffizier entgegnete: „Nein, Euer Majestät, ich habe nichts gelernt, kann weder Lesen noch Schreiben, denn ich mußte jung Soldat werden und bin nur zum Totschießen gemacht!"

„Wie lange dient Ihr denn?"

„Schon 44 Jahr Euer Majestät. Ich bin aber ganz gesund, und wenn der Krieg noch lange dauert, wird die Reihe auch an mich kommen, daß ich sterben muß; ich mache mir aber gar nichts daraus, denn ich bin das Soldatenleben gewohnt. Nur eines habe ich auf dem Herzen, was mich drückt."

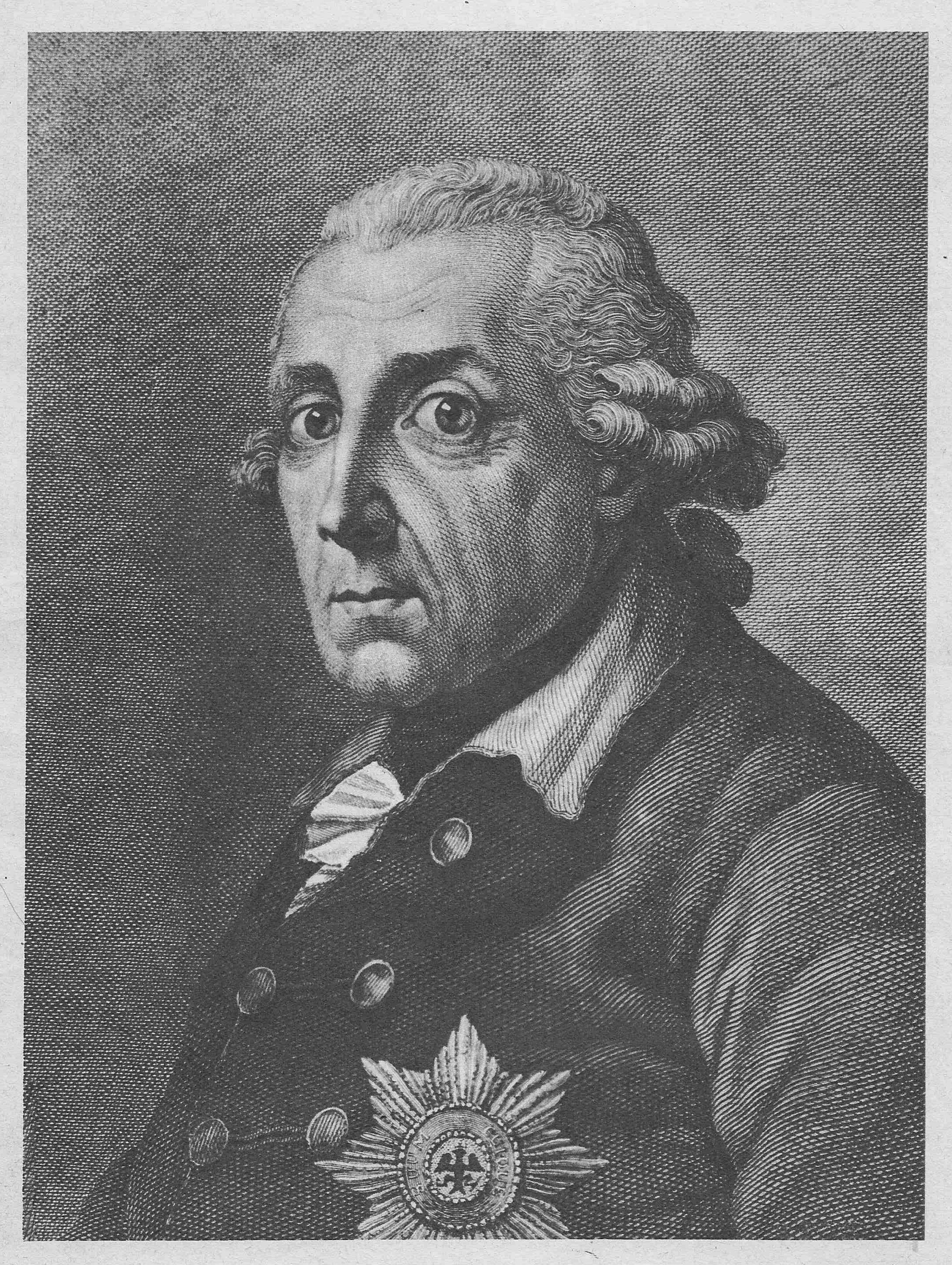
„Und was ist das?" fragte der König.

„Euer Majestät, ich habe einen einzigen Jungen, der ein ordentlicher Bursche ist. Die Mutter hat ihn wohl Lesen gelehrt, aber ich möchte doch gern, daß er etwas Rechtes lernt und in eine gute Schule kommt. Ich kann ihm nur von meinem Gehalt nichts dazugeben."

Der König hörte sich das alles an und ritt schweigend fort. Eines Tages aber brachte der Feldjäger des Königs dem alten Unteroffizier einen Brief von seiner Frau. Sie schrieb ihm, daß der Junge auf Friedrichs des Großen Befehl in eine gute Schule gebracht sei und hier auf königliche Kosten ausgebildet werde.

*

Friedrich der Große schrieb einmal von dem Beruf eines Königs: „Dies sind im allgemeinen die Pflichten, die ein Fürst zu erfüllen hat: Damit er sie nie aus den Augen lasse, muß er sich erinnern, daß er ein Mensch ist, wie der Geringste seiner Untertanen. Wenn er der erste Richter, der erste General, der erste Minister der Gesellschaft ist, so soll er dies alles nicht bloß vorstellen, sondern alle damit verbundenen Pflichten erfüllen. Er ist nichts als der erste Diener des Staates und ist verbunden, mit aller Rechtschaffenheit, Weisheit und Uneigennützigkeit zu verfahren, als wenn er jeden Augenblick seinen Mitbürgern über seine Staatsverwaltung Rechenschaft ablegen sollte . . . Er muß unaufhörlich wachsam sein, daß er nur das persönliche Verdienst auszeichnet und dem Reichtume ohne Sitten und Tugend nichts als Verachtung beweise . . . Da er übrigens der Vater seines Volkes ist, so muß er bei jeder Gelegenheit die letzte Zuflucht der Unglücklichen sein, bei den Waisen Vaterstelle vertreten, den Witwen beistehen, teilnehmendes Gefühl für den Ärmsten wie für den ersten Hofmann haben und freigebig gegen diejenigen sein, die keine Unterstützung als bei seiner Wohltätigkeit zu finden wissen."

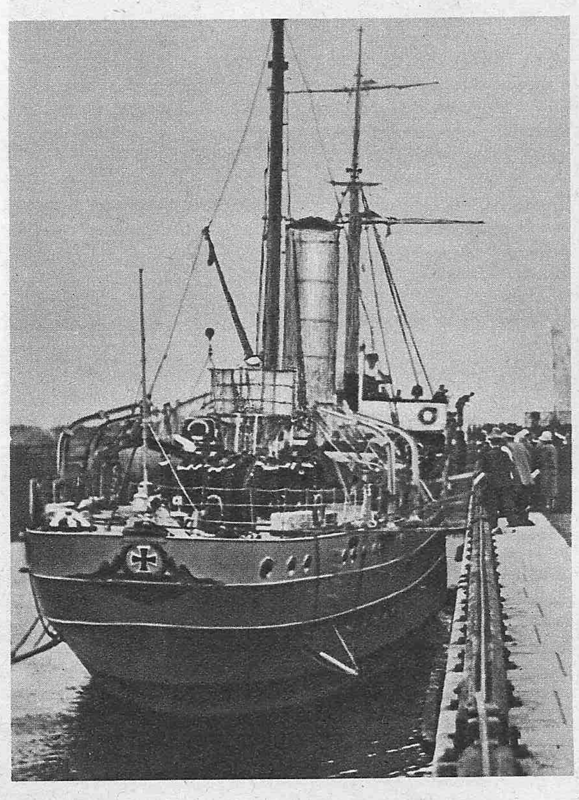


Aufnahme: Transocean

Friedrich der Große

Stich von Steinla, nach einem Gemälde von Graf

Das Gefecht vor Havanna am 9. November 1870 zwischen dem deutschen Kanonenboot „Meteor“ und dem französischen Aviso „Bouvet“



Das Vermessungsschiff der Kriegsmarine „Meteor“ mit dem E. K. von 1870 am Heck und im Vormars (vorderer Mast). Das Schiff trägt Namen und Auszeichnung des „Meteors“ von 1870, um die Erinnerung an jene Tat wachzuhalten

Kriegsschiffe, die einen Orden erhielten

Der tapfere „Meteor“

Fern von den deutschen Gewässern, jenseits des Atlantischen Ozeans, kreuzt während des Krieges 1870/71 — nur auf sich allein angewiesen — das kleine deutsche Kanonenboot „Meteor“ unter dem Befehl des Kapitänleutnants Knorr.

Um dieselbe Zeit hält sich auch in demselben Gebiet der französische Aviso „Bouvet“ auf; das ist ein schnelles kleineres Kriegsschiff für Depeschen- und Kundschaftsdienst. Kaum hat Kapitänleutnant Knorr davon erfahren, da beschließt er, den Gegner aufzuspüren und zum Gefecht zu stellen, obwohl er weiß, daß der Franzose erheblich stärker bewaffnet ist und über fast die doppelte Größe und Schnelligkeit verfügt. Am 8. November läuft Knorr in den Hafen von Havanna ein — und ein Zufall fügt es, daß am gleichen Tage auch der „Bouvet“ dort zu Anker geht. Der „Meteor“ macht darauf sofort gefechtsklar und geht wieder in See, um den Gegner außerhalb des neutralen Hafengebietes zu erwarten. Doch der „Bouvet“ folgt erst am nächsten Tage, nachdem der deutsche Kommandant die Herausforderung wiederholt hat.

Gegen Mittag stoßen, 10 Kilometer vor dem Hafen, die beiden Gegner aufeinander. Der „Bouvet“ eröffnet bereits auf 2000 Meter Entfernung das Feuer, das der „Meteor“ jedoch nicht erwidern kann, weil seine Geschütze nicht so weit tragen. Inzwischen ist der Franzose auf 200 Meter herangekommen und dreht plötzlich hart ab, um den „Meteor“ mit Volldampf zu rammen. Im letzten Augenblick erkennt Kapitänleutnant Knorr die Gefahr und wendet so, daß die beiden Schiffe Bord an Bord aneinander vorbeischießen, wobei jedoch der Vordersteven des „Bouvet“ auf dem „Meteor“ schwere Verheerungen anrichtet. Er reißt die zum Feuern fertigen Backbordgeschütze herum; die Kommandobrücke, ein Kutter und die Fockraa des Großmastes werden abrasiert; der Besanmast bricht ab und wird nebst Takelage über Bord gerissen. Gewehrfeuer vom „Bouvet“ tötet und verwundet außerdem einige Leute des „Meteor“ während dieses Zusammenpralles . . .

Zwar besteht für den „Meteor“ die Gefahr, daß durch die nachschleppende, über Bord gerissene Takelage die Schraube nicht mehr arbeiten kann; trotzdem läßt Knorr seine Maschinen äußerste Kraft laufen, und es glückt ihm durch eine wohlgezielte Granate in das Hauptdampfrohr, den „Bouvet“ gefechtsunfähig zu machen. Schon setzt die „Meteor“-Mannschaft zum Entern an, da gerät das zerrissene Tauwerk in die Schraube, und das Schiff muß stoppen . . . Eine kurze Zeit nur, die aber dem Feind genügt, Segel zu setzen und neutrales Gewässer zu erreichen.

Dem tapferen, kleinen deutschen Schiff entging damit die sichere Siegesbeute, doch blieb ihm der Ruhm, den um vieles stärkeren Feind in die Flucht geschlagen zu haben. Für seine tapfere Tat erhielt der „Meteor“ das Eiserne Kreuz verliehen. Das heutige Vermessungsschiff der deutschen Marine trägt den Namen „Meteor“ und auch das Eiserne Kreuz, um die Erinnerung an jene mutige Tat wachzuhalten.

Der „Iltis“ erhält den „Pour le mérite“

Im Jahre 1890 hat sich in China ein nationaler Geheimbund gebildet; es sind die Boxer. Sie hetzen im Land gegen die Fremden, die Europäer, und 1900 kommt es zum offenen Aufstand. Sugiyama, der Kanzler der japanischen Gesandtschaft in Peking, wird von Boxerhorden ermordet, bald darauf auch der deutsche Gesandte, Freiherr von Ketteler. Sein Dolmetscher, Hauptmann Cordes, wird schwer verwundet. — Die Tat fordert Sühne . . . In Deutschland wie in den anderen Ländern werden sofort Truppen mobil gemacht. Bevor dieselben aber in China eintreffen, müssen sich die Landungsabteilungen der verbündeten Seestreitkräfte dort draußen allein ihrer Haut wehren und dem Ansturm der wilden Boxerhorden standhalten. Für sie gilt es zunächst, ein wichtiges Einfallstor nach China, die Mündung des Flusses Peiho, in Besitz zu bekommen und die starken Seebefestigungen an der Mündung des Flusses zu erobern. Da der Fluß ziemlich flach ist, können die schweren Kriegsschiffe nicht einlaufen. Darum versuchen zunächst die kleineren Kriegsschiffe der verbündeten Mächte, zu denen auch das deutsche Kanonenboot „Iltis“ gehört, die Befestigungen sturmreif zu schießen, damit die Landungstruppen von der Landseite her zupacken können.

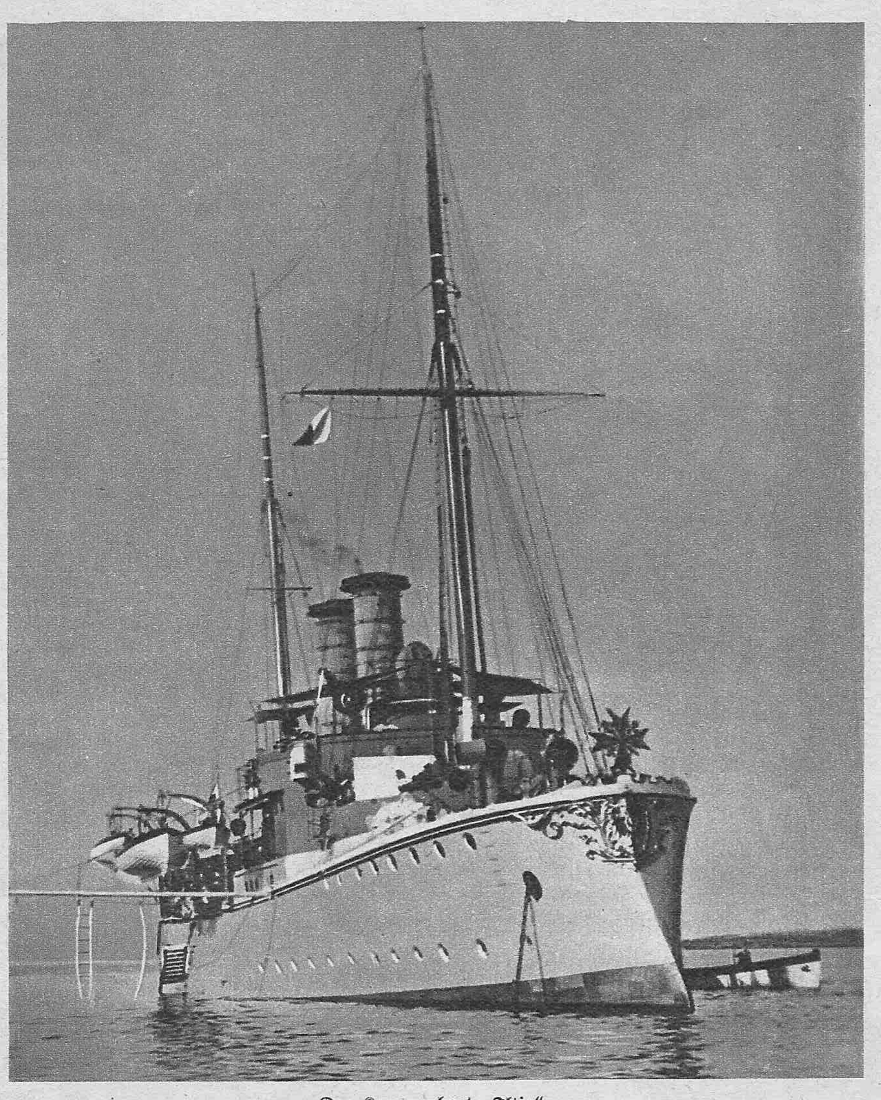
Auf die Aufforderung an die Chinesen, die Befestigungen zu räumen, antworten sie mit schwerem Geschützfeuer, das die englischen, russischen und französischen Kanonenboote sowie der deutsche „Iltis“ sofort er-

widern. Das deutsche Kanonenboot liegt in der Hauptfeuerlinie und hat sechs Stunden lang das stärkste feindliche Feuer auszuhalten. Es erhält nicht weniger als 21 Treffer, deren Sprengstücke dem Schiff 7 Tote, 7 Schwerverwundete und viele Leichtverwundete kosten. Auch der Kommandant, Korvettenkapitän Laus, wird schwer verwundet. Nur dem zähen Aushalten und dem gutgeleiteten Feuer des „Iltis" war es zu danken, daß die Befestigungen niedergekämpft und den Landungstruppen eine Möglichkeit der Landung gegeben wurde. Nicht nur der Kommandant, sondern auch das Kanonenboot „Iltis" selbst erhielt für diese hervorragende Leistung den Orden „Pour le mérite", die höchste preußische Kriegsauszeichnung.

„Die Deutschen vor die Front"

Während der Boxeraufstände in China waren zahlreiche Angehörige der europäischen Länder in Peking den größten Gefahren ausgesetzt. Um sie zu schützen, wurden von den verbündeten Flotten der Großmächte Anfang Juni 1900 mehrere Landungsabteilungen ausgeschifft. Sie bestanden aus 2026 Mann und 103 Offizieren, besaßen 17 Landungsgeschütze und mehrere Maschinengewehre. Während des Marsches auf Peking kamen aber die Abteilungen in arge Bedrängnis. Die Bahnlinie war zerstört, starke Gruppen Aufständischer griffen ständig an, so daß den Abteilungen nichts anderes übrigblieb als der Versuch, sich nach Tientsin durchzuschlagen. Der Marsch ging den Peiho-Fluß entlang. Um jede Ortschaft mußte erbittert gekämpft werden. Am 22. Juni hatten, als Rückendeckung gegen den Feind, die Deutschen die Nachhut. Als man sich im Morgengrauen dem Arsenal von Hsiku näherte, wurden die Truppen von heftigem Feuer empfangen. Zunächst lagen die Engländer vorn; andere Truppen wurden eingeschoben, aber sie kamen keinen Schritt vorwärts — im Gegenteil: nach und nach machte sich eine starke Mutlosigkeit bemerkbar. Der Oberkommandierende der vereinigten Truppen, der englische Vizeadmiral Seymour, sah zunächst keinen Ausweg, dann aber gab er in höchster Not den Befehl: „Die Deutschen vor die Front!"

Im Laufschritt kommt Kapitän zur See von Usedom, Kommandant des großen Kreuzers „Hertha", mit seinen 4 Landungskompanien nach vorn und steht bald in heftigstem Gefecht. Korvettenkapitän Buchholtz vom Kreuzer „Hansa" fällt an der Spitze seiner Leute. Mit ihm 5 Mann, während im Verlauf des weiteren Kampfes 7 Offiziere und 50 Mann verwundet werden; aber die Deutschen geben nicht nach: mit stürmender Hand wird Hsiku genommen und von dort aus dann Tientsin entsetzt. Flaggkapitän Jellicoe, der Stabschef des englischen Admirals, war in dem Gefecht verwundet worden. An seiner Stelle ernannte Admiral Seymour den deutschen Kapitän von Usedom zu seinem Stabschef, um damit die Leistungen der deutschen Truppen in besonderer Weise anzuerkennen. Kapitän von Usedom stand im Weltkrieg als heldenmütiger Verteidiger der Dardanellen den Engländern in harten Kämpfen gegenüber. Der damalige Flaggkapitän Jellicoe führte die englischen Seestreitkräfte in der Schlacht vor dem Skagerrak. Hoffen wir, daß Deutsche und Engländer als Brüder vom gleichen urgermanischen Stamme nie wieder die Waffen gegeneinander zu erheben brauchen.



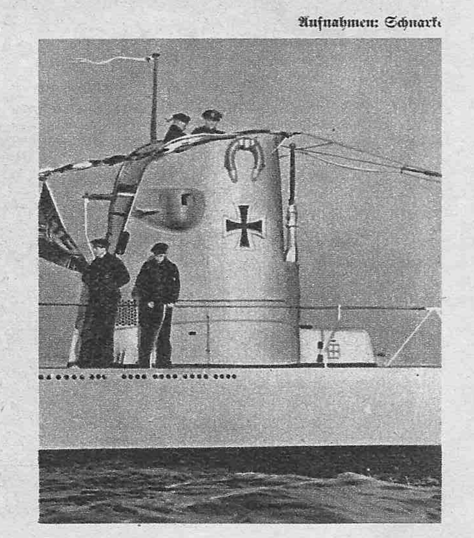
Das Kanonenboot „Iltis".
Am Bug trägt es den Orden „Pour le mérite", der ihm für die Niederkämpfung der Takuforts am 17. Juni 1900 verliehen wurde

Der Heldenkampf der „Emden"

Weltkrieg 1914/18! Ganz Deutschland steht auf, um seine Heimat zu verteidigen. Voll heiliger Begeisterung zieht auch die deutsche Flotte in den Kampf, um die Küsten zu schützen und, wenn es möglich ist, unsere Kolonien zu halten und dem Feind auch zur See zu zeigen, was deutsche Seemannskraft bedeutet.

Im fernen Osten steht das deutsch-ostasiatische Kreuzergeschwader — abgeschnitten von allen Hilfsmitteln aus der Heimat — auf verlorenem Posten. Zu seinem Verbande gehört der Kreuzer „Emden", Kommandant Fregattenkapitän von Müller. Als eines der schnellsten Schiffe seines Geschwaders entläßt Admiral Graf Spee, bevor er selbst mit seinen Panzerkreuzern „Scharnhorst" und „Gneisenau" nach Westamerika geht, die „Emden" am 13. August 1914 mit dem Befehl, in den Indischen Ozean vorzustoßen und dort nach besten Kräften Kreuzerkrieg zu führen. — Ein Befehl, den die „Emden"-Besatzung mit Begeisterung durchführt, indem sie beinahe drei Monate lang den feindlichen Handel innerhalb dieses Gebietes völlig stillegt, nachdem sie zunächst den russischen Hilfskreuzer „Rjäsan" gekapert und dann den russischen Kreuzer „Schemtschuk", den französischen Kreuzer „Mousquet" und zwei japanische Truppentransporte versenkt hat. Auch die nächtliche Beschießung von Madras im

Aufnahmen: Schnarke



„U 9" aus der U-Bootflottille „Weddigen". Es versenkte unter Kapitänleutnant Weddigen am 22. September 1914 drei britische Panzerkreuzer und am 3. Oktober 1914 einen geschützten englischen Kreuzer. Dafür wurde dem U-Boot das E. K. verliehen

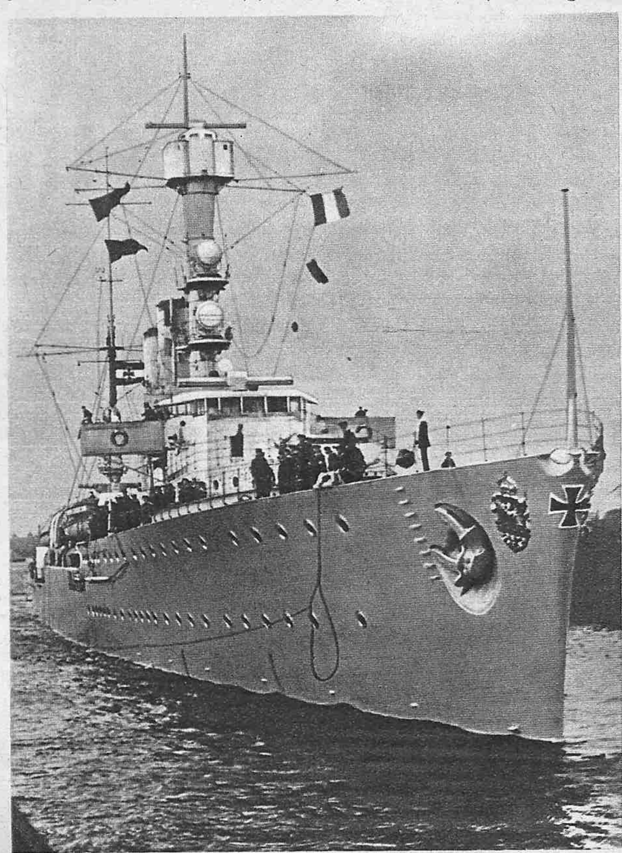


Während der Boxeraufstände in China kamen die verbündeten Landungstruppen, die unter Führung des englischen Admirals Seymour standen, in arge Bedrängnis. Da gab der englische Admiral den berühmten Befehl „Die Deutschen vor die Front". Die deutschen Kompanien packten zu und siegten in erbittertem Nahkampf gegen die aufständischen Boxer

Gold von Bengalen war ein Meisterwerk, genau so, wie die Vernichtung von 26 Handelsdampfern. Nun unternahm die „Emden" einen Vorstoß nach den Kokos-Inseln, um die dort errichtete britische Funk- und Kabelstation, die ihr gefährlich werden konnte, zu zerstören.

Am Morgen des 9. Februar 1915 stand die „Emden" vor ihrem Ziel und ankerte vor der Süd-Keeling-Inselgruppe, wo die ausgesetzte Landungsabteilung mit größter Schnelligkeit die Station zerstörte. Sie hatte aber nicht mehr verhindern können, daß andere feindliche Kriegsschiffe von der Funkstation benachrichtigt wurden. Bevor noch der Landungszug an Bord genommen werden konnte, kam bereits der herangefunkte, der „Emden" weit überlegene, australische Kreuzer „Sydney" in Sicht . . .

Dumpf rasseln die Trommeln, gellen die Hörner: „Klar zum Gefecht!" — Und schon auch heulen die ersten 15-Zentimeter-Granaten des Feindes auf weite Entfernung heran. — Auf der „Emden" wird bald die Funkeinrichtung zerstört; Treffer auf Treffer reißen Lücken in die Besatzung, die elektrische Befehlsübermittelung versagt . . . Und weiter stürzt der vorderste Schornstein, bald auch der zweite nach Backbord hinab; — achtern stockt die Munitionsversorgung — — bald versagt durch Granateinschlag die Rudermaschine, nicht mehr zu löschende Brände brechen aus — —



Der Kreuzer „Emden" (III) trägt am Bug das E. K. von 1914/18, zur ständigen Erinnerung an die Taten des ruhmreichen Kreuzers „Emden" (I), dem im Weltkrieg das E. K. verliehen wurde

Zuletzt versucht Fregattenkapitän von Müller, nur mit den Maschinen steuernd, noch zwei Torpedoanläufe, aber die „Sydney" läuft weg. — Im Innern beinahe ausgebrannt, ohne Munition für die paar noch gebrauchsfähigen Geschütze, entschließt sich nach mehrstündigem Gefecht darauf der Kommandant, sein total zerfetztes Schiff auf die Klippen zu setzen, um es nicht in Feindeshand fallen zu lassen, und gibt dann den Befehl, über Bord zu gehen.

8 Offiziere und 123 Mann waren gefallen, die Verwundeten bargen die Engländer, die selbst zahlreiche Treffer nebst einer ziemlichen Anzahl von Toten und Verwundeten hatten.

Die tapfere „Emden" (I) erhielt für ihre vorbildlichen Kreuzerfahrten und für diesen Heldenkampf damals das Eiserne Kreuz, zu führen von ihrer Namensnachfolgerin, der 1916 in Dienst gestellten „Emden" (II), die sich ebenfalls mehrfach noch auszeichnete, vor allem bei der Eroberung der Baltischen Inseln, und die nachher als Flaggschiff des Admirals von Reuter bei Scapa Flow mit versenkt wurde. — Seit seiner Indienststellung im Jahre 1925 trägt nun — in Erinnerung an diese beiden heldenmütigen Schiffe — auch der erste Nachkriegskreuzer unserer Marine — die „Emden" (III) — das Eiserne Kreuz von 1914 . . .

„U 9"

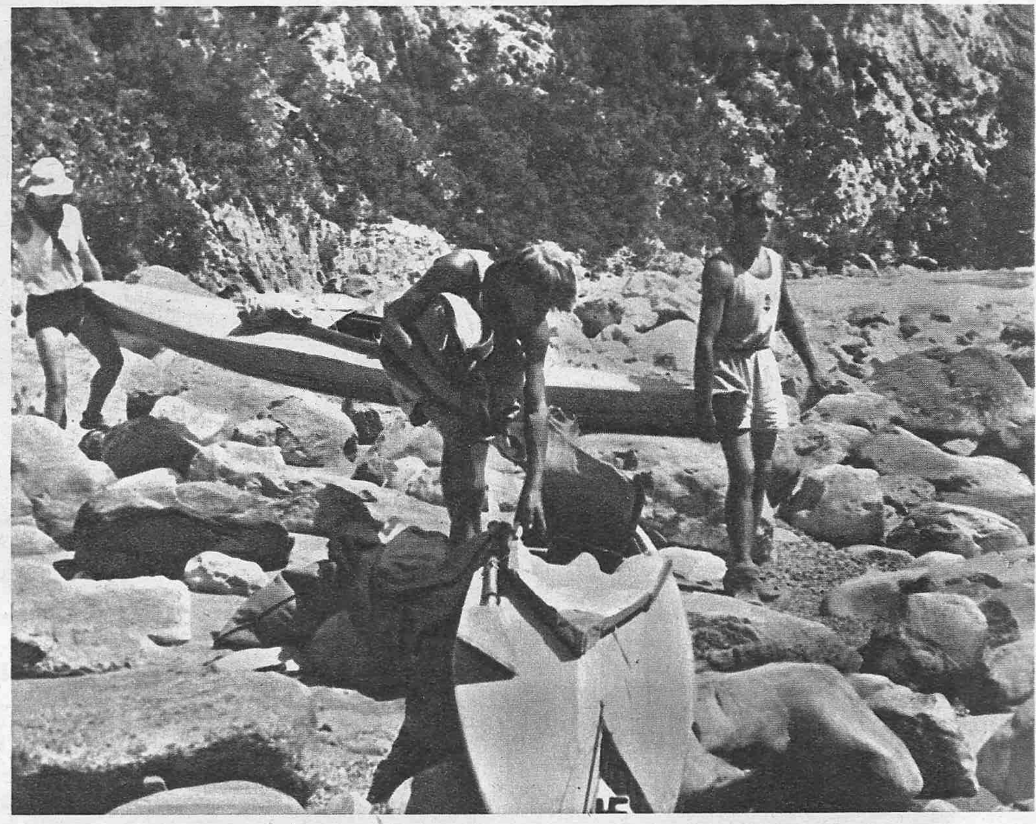
Die deutschen U-Boote erwarben im Weltkriege unvergänglichen Ruhm. Ein Name wurde damals in allen Ländern der Erde genannt, und er wird unvergeßlich bleiben in der Geschichte der Menschheit: es ist der Name Weddigen. Kapitänleutnant Otto Weddigen war während des Krieges Kommandant des Unterseebootes „U 9". Am 22. September 1914 sichtete er in der Nordsee die drei britischen Panzerkreuzer „Aboukir", „Hogue" und „Cressy". Er griff sie an und versenkte alle drei. Dann gelang es ihm am 3. Oktober 1914, den geschützten englischen Kreuzer „Hawke" zu versenken. Mit diesen ruhmvollen Taten versetzte er den Gegnern einen empfindlichen Schlag. Die Engländer verloren nicht nur vier Kriegsschiffe mit ihrem wertvollen Kriegsmaterial und zahlreichen Mannschaften, sondern auch der Ruf Englands als unbesiegbare Seestreitmacht geriet ins Wanken.

Für seine Tat erhielt Weddigen die höchste Ordensauszeichnung, den „Pour le mérite". In den ersten Monaten des Jahres 1915 führte Weddigen mit seinem neuen Unterseeboot (U 29) einen erfolgreichen Kaperkrieg im Kanal. Am 15. März 1915 griff er das britische Linienschiff „Dreadnaught" an. Leider versagte plötzlich die Tiefensteuerung des U-Bootes, und es gelang dem Linienschiff, die „U 29" zu überrennen. Das Boot sank mit seiner tapferen Mannschaft und seinem Kommandanten in die Tiefe.

Zur Erinnerung an jene tapferen Taten trägt in unserer langsam wieder erstarkenden Kriegsmarine eine U-Flottille den Namen „Weddigen und innerhalb der Flottille ein U-Boot die Bezeichnung „U 9". Dieses neue U-Boot „U 9" darf auch das Eiserne Kreuz von 1914 am Bug tragen.

Major a. D. Schnarke.

Mit dem Faltboot durch Albanien



An manchen Stellen mußte das Boot — in sengender Hitze — über solche Geröllhalden getragen werden. — Das war wirklich kein Vergnügen mehr!

Die nachstehenden Schilderungen stammen von einer Faltboot-Großfahrt, an der sich Thüringer HJ. beteiligte. Die Fahrt ging unter anderem durch Albanien mit seinen Wildwassern, unter denen besonders der Drin zu nennen ist.

Ein Abenteuer am schwarzen Drin

Gegen Mittag bringen wir unter größter Anteilnahme der Bevölkerung unsere Boote zu Wasser. Wir fahren von jetzt ab in einer neuen Ordnung. Walter als k. und k. (Kameramann und Kajakfahrer) voraus. Er ist der beste Fahrer und hat außerdem die Aufgabe, an besonders schönen Stellen zu filmen. Als zweiter folge ich, dann Helmut, der noch etwas unsicher ist, und schließlich Willi. In flottem Tempo geht es eine Weile dahin. Alle zehn Minuten etwa kommt eine mäßig schwere Stromschnelle.

Nach einer halben Stunde sehe ich Walter plötzlich mit wuchtigen Schlägen dem Ufer zuhalten. Holla, da muß ja was los sein, denke ich mir. Und richtig, jetzt höre auch ich ein immer stärker werdendes Brausen. Natürlich wieder eine Stromschnelle, aber scheinbar liegt der Fall etwas ernster als bisher. Ich lege an einem kleinen Stau am Ufer an; bald darauf auch Helmut und Willi. Walter ist ausgestiegen, um zu sehen, ob die Durchfahrt möglich ist.

„Umtragen?" frage ich ihn, wie er zu den Booten zurückkommt. „Nein, es geht; wartet aber noch etwas; ich werde filmen!" Dann ist er auch schon wieder weg und baut sich mit seiner Kamera hart unterhalb der Stromschnelle auf. Nach einer Weile winkt er, wir sollen kommen.

„Wo einfahren?" schreie ich zu ihm hinüber.

Keine Antwort.

„Wo einfahren?" brülle ich noch einmal.

Wieder keine Antwort. Was ist los? Er muß mich doch gehört haben. Ich kann jedenfalls von hier aus die Gefällestufe nicht einsehen. Aber vielleicht ist es nicht so schlimm, denke ich mir und stoße ab. Sofort hat mich die Strömung erfaßt und reißt mich in rasender Eile auf die Stromschnelle zu. Jetzt kann ich mit einem Male die Gefällestufe einsehen. Teufel nochmal, da unten ist ja eine riesige Widerwelle, beinahe eineinhalb Meter hoch. Wenn ich da hineinkomme, ist alles verloren. Blitzschnell mache ich links ein paar Paddelschläge und komme noch soeben an dem Wellenberg vorbei. Gleich darauf bin ich im ruhigeren Wasser und lege am Ufer an.

„Schlecht!" ruft Walter zu mir herüber. Ich bin noch zu benommen, und verstehe nicht, was er sonst noch will. Dann aber rufe ich ihm zu: „Sag den anderen, sie sollen weiter rechts einfahren, sonst schmeißen sie um!"

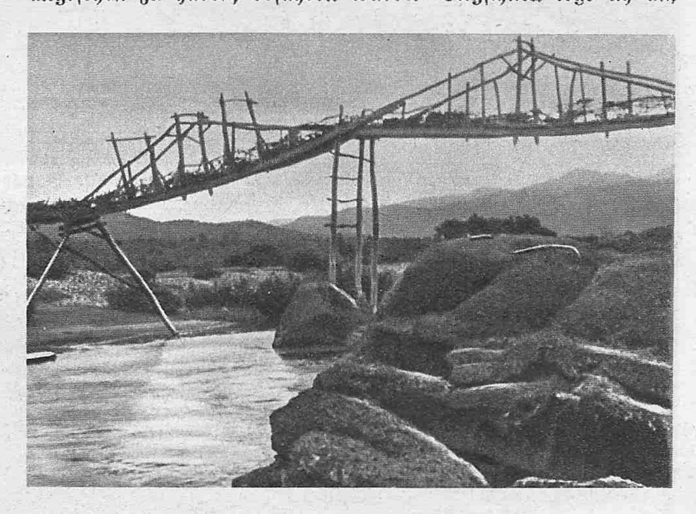
Wieder keine Antwort. Aber ich glaube auf seinem Gesicht ein teuflisches Grinsen zu sehen. Jetzt beginne ich zu verstehen. Gestern hat er so beiläufig davon gesprochen, daß wir für unseren Film auch ein paar gute Kenteraufnahmen brauchen. Die wollte er sich scheinbar jetzt naturgetreu verschaffen.

Mir bleibt keine Zeit, lange zu überlegen, denn da kommt Helmut schon in seinem „Kasimir" angeschossen und fährt natürlich prompt in die hohe Widerwelle hinein. Zunächst sieht man weder etwas von Helmut, noch von seinem Boot; dann aber tauchen beide eine ziemliche Strecke unterhalb auf, der „Kasimir" kieloben und sein glorreicher Kapitän nicht weit davon, eifrig bemüht, sein Boot an der Fangleine schwimmend ans Ufer zu ziehen.

„Das Paddel, das Paddel!" schreit Frentz.

Und richtig, das Paddel treibt lustig in der Strömung flußab. Ich mache sofort meinen „Hadschi" flott, um es aufzufischen. Helmut indessen zieht seinen „Kasimir" an Land.

Donnerwetter, hat die Strömung ein Tempo. Nach wenigen Paddelschlägen bin ich schon im nächsten Schwall. Er hat zwar ziemlich hohe Wellen, ist aber weiter nicht gefährlich. Das Paddel jedoch kann ich hier unmöglich auffischen. Aber der Schwall hört gleich auf. Jetzt, denke ich, werde ich es zu fassen kriegen. Aber Kuchen. — Die Strömung hat immer noch eine Geschwindigkeit von 15 Stundenkilometern. Da höre ich auch schon vor mir wieder ein unheimliches Brausen. Eine Felswand ragt in etwa 200 Meter Entfernung senkrecht auf. Dort scheint es zu sein! Von hier aus kann ich die Gefällestufe noch nicht übersehen. Es wäre unverantwortlicher Leichtsinn, wenn ich sie, ohne sie vorher angesehen zu haben, befahren würde. Blitzschnell lege ich an,





Begegnung mit Albanern am schwarzen Drin.
Neugierig und etwas mißtrauisch werden wir gemustert

laufe am Ufer entlang, bis ich die Stromschnelle vor mir habe.

Sie ist nicht so schlimm als ich gedacht hatte, nur braust sie in gerader Richtung auf eine Felswand und wird von dieser im rechten Winkel abgeleitet. Die Stromschnelle bildet anscheinend den Eingang zu einer größeren Schlucht.

Da kommt auch Helmuts Paddel angeschwommen. Ohne mich lange zu besinnen, springe ich ins Wasser. Im äußersten Notfall will ich mich durch die Stromschnelle treiben lassen. In Deutschland habe ich mir immer einen Sport daraus gemacht. Wenn es einen auch mit rasender Geschwindigkeit durch die Schwälle wirbelt: in dem stets darauffolgenden ruhigen Wasser kann man wieder auftauchen und an Land schwimmen. Hier habe ich mir das ähnlich vorgestellt. Gleich hat mich die Strömung gepackt und reißt mich in rasendem Laufe fort. Ich versuche mich recht flach zu legen, um nicht unter Wasser an Steine zu stoßen. Die rechte Hand halte ich vorgestreckt, um den Kopf vor einem unvermuteten Anprall zu schützen.

Diese vorgestreckte Hand sollte mein Glück sein. Plötzlich fühle ich vorne einen Widerstand und werde im gleichen Augenblick mit ungeheurer Macht gegen einen Felsen gepreßt. Es ist jene Wand, die den Strom im rechten Winkel ablenkt. Verzweifelt versuche ich loszukommen, aber unmöglich. Mein Kopf steckt noch immer unter Wasser.

Bis hierher war alles das Werk weniger Sekunden; jetzt aber beginnt ein Kampf auf Leben und Tod. Irgend etwas Saugendes zieht mich nach unten. In wahnwitziger Angst greifen meine Hände nach oben. Ich habe keine Luft mehr, muß atmen oder ich erstícke. Da plötzlich spüre ich in meinen Händen etwas Festes. Ich packe zu, reiße mich mit Gewalt nach oben. Ah — Luft, endlich. Aber noch hat der Drin mich nicht freigegeben. Mit den Fingerspitzen habe ich in einer winzigen Ritze nur einen sehr dürftigen Halt. Mit aller Anstrengung gelingt es mir kaum, den Kopf aus dem Wasser herauszuhalten. Der Wirbel saugt mit unheimlicher Kraft nach unten. — Mein Gott, ist denn nirgends ein besserer Halt! Das Blut rinnt mir von den Fingerspitzen. Ich bekomme im Augenblick eine wahnsinnige Angst. Jetzt nur nicht loslassen, nur nicht wieder dort hinein. Ich schreie um Hilfe. Wahnsinn! In diesem Brausen kann mich niemand hören. Ich werfe einen Blick nach oben. 300 Meter senkrechter Felsen. Darüber ein unendlich blauer Himmel.

Aber war da ungefähr ein Meter über mir nicht ein Zacken? Ein wunderschöner großer Zacken! Mit letzter Anstrengung reiße ich mich aus dem Saugwirbel heraus. Aus meinen wunden Händen rinnt Blut über die Steine; aber was macht das, ich habe einen wunderbaren Halt. Dann geht alles furchtbar rasch. Ein wenig klettere ich stromwärts, nütze einen Stau aus und habe gleich drauf Ufergeröll erreicht.

Das Paddel ist weg, aber ich bin unbändig froh, denn ich stehe auf festem Boden.

Unser Zeltlager am Drin

Albanische Blutrache

In Albanien ist die Blutrache uraltes, ungeschriebenes Gesetz. Wenn ein Albaner im Streit erschlagen wird, so hat sein nächster männlicher Verwandter die Pflicht, Blutrache zu nehmen; das ist ewiger, geheiligter Volksbrauch.

Hier sei ein Fall erzählt, wie er sich oft in den albanischen Bergen zuträgt:

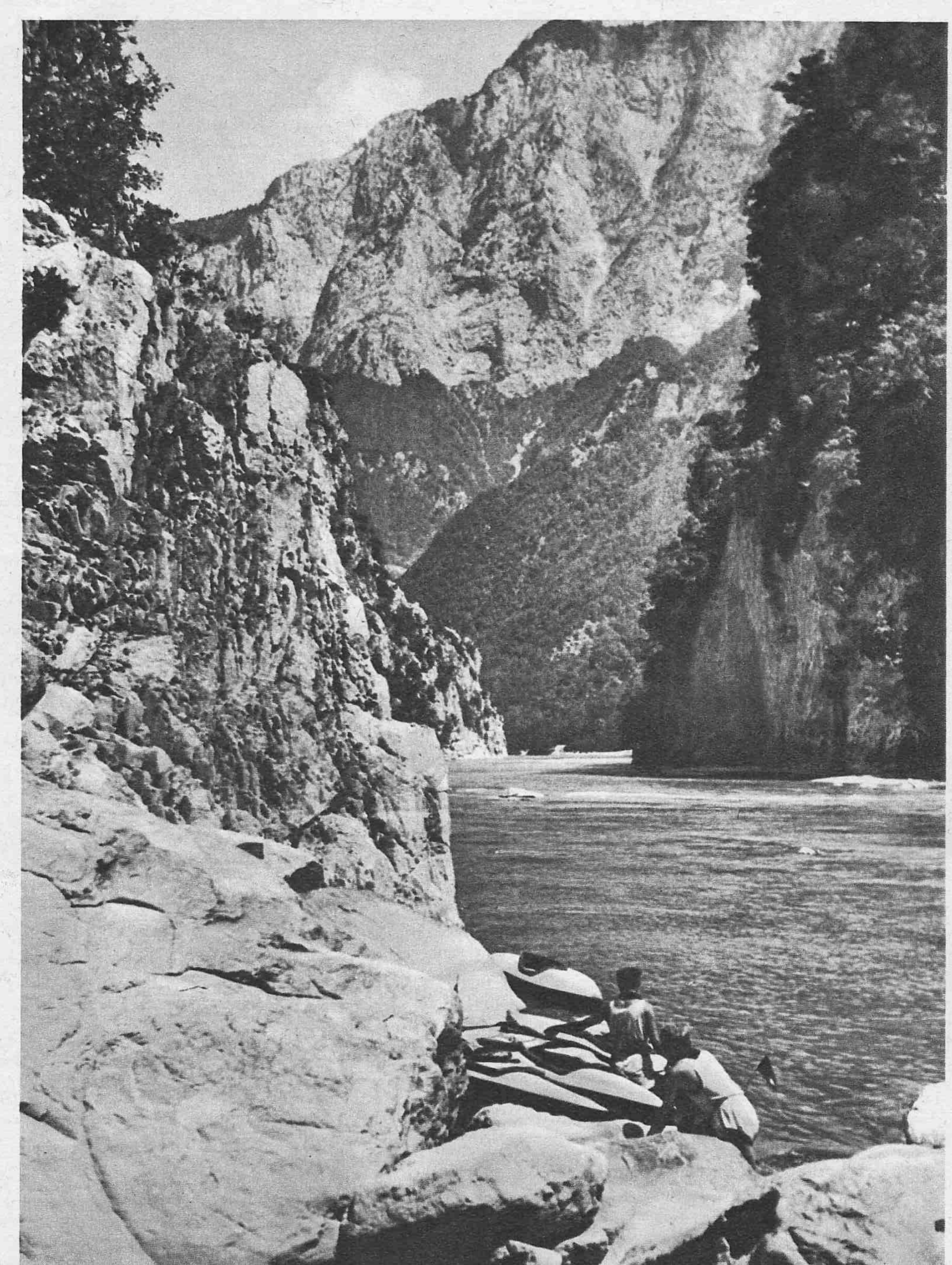
Ein junger Bauer liebt ein Mädchen des Nachbarhofes. Sie treffen sich heimlich. Der Bruder des Mädchens erfährt davon. Die Ehre seiner Familie fordert jetzt Blut. Warum hat der Nachbar auch nicht, wie es Sitte war, um die Hand seiner Schwester angehalten? Er hätte kaum eine Absage bekommen. Warum auch? Der Mais des Werbers stand gut, und seine Hammel waren dick und fett. Aber jetzt gibt es nur eines: Rache für die Schwester, für die Familie, deren Ehre verletzt ist. An der Zisterne stellte er den Nachbarn. Ein Fluch, ein Schimpfwort, dann kracht der Schuß. Die Schande ist gerächt, der junge Bauer liegt in seinem Blute.

Aber jetzt hat er die Familie des Ermordeten zum Todfeind. Da sind der Vater und vier Brüder. Dagegen kann er nicht aufkommen. Er schwingt sich also auf sein Pferd, überläßt seinen Hof dem dreizehnjährigen Bruder und reitet in die Berge. Freunde nehmen ihn dort auf.

Dem ältesten Bruder des Ermordeten obliegt indessen die Pflicht der Rache. Aber der Mörder ist ja nicht mehr da. Allah weiß wo er steckt. Von den anderen wird jetzt der junge Rächer gemieden, weil das Blut des Bruders noch keine Sühne gefunden hat. Deswegen durfte er auch an der Hochzeitsfeier des Nachbarn nicht teilnehmen.

Da plötzlich erfährt er durch einen Händler den Aufenthaltsort des Mörders. Er macht sich also auf in die Berge und legt sich nachts vor dem Hause des Geflohenen in den Hinterhalt. Als der am nächsten Morgen ahnungslos die Türe öffnet, reckt sich eine Flinte hinter dem Maisschuppen hervor. Ein scharfer Knall — und das Rachewerk ist vollbracht.

Aufnahmen: Frentz (3), Hörhager (2



Kurze Rast am großen Drin

Schnell erfährt der dreizehnjährige Bruder den Tod des jüngst Erschossenen. Auch er weiß, was jetzt seine Pflicht ist. Aber die Familie des Nachbarn hat fünf Männer, und sie wissen, daß sie ein kleiner aber fanatischer Rächer verfolgt. Vielleicht lauert er jetzt schon, das Gewehr im Anschlag, auf dem Weg zur Wasserstelle? Nein, da wollte man ihm doch lieber zuvorkommen. Es ist besser, für ein paar Tage die Arbeit ruhen zu lassen und seinerseits auf die Menschenjagd zu gehen, als plötzlich hinterrücks erschossen zu werden.

In einigen Tagen mußte der Junge ja den Kukuruz (Mais) schneiden, dabei wird man wohl zum Schuß kommen. Im Hause konnte er nicht überrascht werden, denn das hatte, wie alle albanischen Häuser, wegen der Blutrache keine Fenster. So kauert denn der alte Skipetar, das Haupt der Familie, hinter einem Busch am Maisfeld. Endlich kommt der Junge. Ein Gewehr hängt um seine Schultern, und unruhig schweifen seine Augen umher. Ahnt er etwas? Nein, er greift zur Sichel und beginnt die Halme zu schneiden. Da hebte der Alte die Flinte, drückt ab — der Junge sinkt zu Boden, die Kugel hat ihr Ziel erreicht. Er war das letzte männliche Glied seiner Familie, und mit seinem Tode hatte die Blutfehde zwischen den beiden Familien ihr Ende gefunden.

In Albanien besteht zwar ein Gesetz, nach dem es verboten ist, Blutrache zu üben, doch kümmert sich kein Mensch darum. Nicht einmal vor der Person des Königs macht die Blutrache Halt. Man erzählt sich in Albanien, daß weit über 100 Männer aus dem Volke dem König Blutrache geschworen haben; doch dürfte es wohl keinem gelingen, sein Vorhaben auszuführen. Niemals zeigt sich der Herrscher dem Volke; Doppelposten der Garde marschieren ständig vor seinem Wohnsitz auf und ab. Einmal mußte aber der König doch den Palast verlassen; das war beim Tode seiner Mutter, die er sehr verehrte. Durch die Straßen von Tirana bewegte sich der Leichenzug; hinter dem Sarge schritt voll ernster Trauer König Zog I., der König der Albaner. Nirgends aber in den Straßen sah man einen seiner Untertanen. Am Straßenrande standen nur die Matiregimenter Spalier, Soldaten aus der Stammlandschaft des Königs. Auf allerhöchsten Befehl durfte während des Leichenbegängnisses niemand die Straße betreten. Die Scharfschützen auf den Dächern waren angewiesen, auf jeden Kopf zu schießen, der sich auch nur an einem Fenster zeigte. Durch die leeren Straßen seiner Hauptstadt aber schritt der Herrscher, der sich um sein Land so große Verdienste erwarb, bedroht von dem in seinem Lande unauslöschbaren Gesetz der Blutrache.

Brandfackel über Ostpreußen



Wer noch mehr über die Russengreuel in Ostpreußen erfahren will, der höre am 29. August, von 10 bis 10.30 Uhr, den Schulfunk. Der Reichssender Königsberg bringt dann ein Hörspiel aus den Schicksalstagen 1914, das auch auf andere Sender übertragen wird. Aufnahme: Kühlewindt

Ernst Ratz war erst vierzehn Jahre alt, als die Kosaken 1914 in sein kleines ostpreußisches Heimatdorf einrückten. Die Fremden trugen kräftige Lanzen, rote Streifen an den Hosen und auf dem Kopfe die verwegene Pelzmütze ihres Stammes. Ernst und die Mutter beobachteten durch die Ritzen der alten Bodenluke die fremden Reiter, die, vorsichtig um sich spähend, den Karabiner über den Sattel gelegt, auf kleinen Pferden durch die Dorfstraße ritten. Hin und wieder noch hörte man das Peitschen eines Schusses. Dann hielten die Reiter jedesmal an und drückten sich tief auf die Sättel hinab.

Die letzten deutschen Soldaten hatten bereits am frühen Morgen den Ort verlassen, so schossen die Streiter des Zaren wohl nur auf die Fenster oder auf die verschüchterten Bewohner, die irgendwo sichtbar wurden. Plötzlich jagte ein Reiter von der Spitze zurück. Wenige Sekunden später hielt darauf die Kolonne. Die Männer stiegen aus den Sätteln und blieben bei den Pferden stehen. Neugierig sahen die fremden Soldaten auf das kleine Haus mit den festverschlossenen Fensterläden. Niemand aber von ihnen erspähte den Jungen und seine Mutter. Unendlich lange währte den beiden der Aufenthalt der Fremden vor dem Häuschen. Auch den Soldaten wurde die Zeit scheinbar lang. Sie bastelten an ihren Sätteln herum, zogen aus den Satteltaschen Brot und Zigaretten hervor und rauchten und schwatzten. Einer holte sogar ein kleines Saiteninstrument, eine Balalaika, aus der Tiefe der Satteltasche und begann darauf eine Weise zu spielen. Die anderen Reiter sangen oder summten dazu, bald schwermütige, bald wilde Lieder.

Dunkelheit kam langsam von Osten her über das Land gegangen, aber immer noch standen die Kosaken vor dem Häuschen. Ernst wollte der Mutter Trost zusprechen und sagte: „Vielleicht sind die Kosaken, die hier stehen, doch nicht so wild und grausam, wie sie in den Nachbardörfern waren, die nun schon seit acht Tagen besetzt sind." In demselben Augenblick kam scheinbar ein neuer Befehl an die Truppe. Je drei bis vier Pferde wurden von Pferdehaltern am Zügel genommen, während die anderen Kosaken nun auf die Wohnungen des Dörfchens zugingen. Zwei schlitzäugige Kerle rissen ihre Karabiner von der Schulter und näherten sich dem Häuschen, in dem Ernst und die Mutter noch voll banger Ahnung warteten. Die Soldaten rüttelten an der Tür — einmal — zweimal. Dann hörten die beiden auf dem Boden Holz splittern — und schwere Tritte durch den Flur schallen.

„Mutter, wir müssen nach unten", flüsterte der Junge und packte die zitternde Hand der Frau. Gewaltsam zog Ernst die Mutter zur Treppe. „Stoij!" scholl es ihm da entgegen. Ein bärtiger Kosak hielt ihm sein Gewehr vor — und redete in sprudelndem fremden Wortschwall auf Mutter und Sohn ein. Dann war er plötzlich auf dem Boden und stand neben ihnen. Vorsichtig pirschte er sich weiter über den Dachboden, den Karabiner weit vorgestreckt. Erst als er nichts Verdächtiges fand, kam er wieder auf die beiden zu.

„Pascholl!" Mit einem Stoß trieb er Ernst die Treppe hinab; die Mutter ließ er folgen. Währenddessen hatte sich das Häuschen schon ganz mit Soldaten gefüllt. Ein Offizier redete in tadellosem Deutsch Frau Ratz an: „Haben Sie deutsche Soldaten versteckt?" Mit zitternder Stimme verneinte die Frau. „Warum hatten Sie denn das Haus verschlossen?" Da antwortete der Junge: „Weil die Mutter sich fürchtete!"

„Halts Maul, verfluchter Balg!" brüllte der Offizier. „Frau, warum war die Tür verschlossen? Antworten Sie!"

„Es ist so, wie der Junge sagt", stammelte sie verschüchtert.

„Gut! Ich werde noch einmal das Haus durchsuchen lassen. Treffe ich irgend jemand hier, dann wehe euch! Jetzt stellt euch an die Wand! Umdrehen!" Ein Kommando erfolgte. Ein baumlanger Kosak hatte die Wache.

Schwerer Gestank von Alkohol, Leder, Pferdeschweiß und Tabak ging von dem Kerl aus, der breitbeinig, die Hand am Gewehr, hinter Ernst und seiner Mutter stand. Die Soldaten verschwanden. Nur der Offizier blieb im Zimmer. Er öffnete den kleinen Schrank, wühlte darin umher, setzte sich dann auf die kleine Ofenbank und pfiff. Plötzlich bemerkte er, daß Ernst ihn durch den Spiegel beobachtete. Mit einem Fluch riß er das kleine Familienbild, das neben ihm an der Wand hing, herunter und schleuderte es in die Spiegelscheibe. Sie klirrte — und flog Ernst und der Mutter auf den Kopf. Da packte Ernst fest die Hand seiner Mutter und drückte sie. Er fühlte, daß sie eiskalt war und immer stärker zitterte.

Eben kamen die Soldaten zurück, da fiel Frau Ratz ohnmächtig zu Boden. Der Knabe schrie auf und suchte sie auf die Bank zu heben. „Aufstehen!" brüllte der Offizier und schlug mit der Reitpeitsche auf den Tisch. „Die Mutter hat seit Vaters Tod ein krankes Herz, sie kann nicht aufstehen", schluchzte der Junge, und wieder wollte er die Mutter aufheben. Da trat ihm der Posten schwer mit dem Stiefel in den Rücken. Ernst flog gegen die Bank und dann über die Mutter zu Boden. So lag er eine ganze Weile und wand sich vor Schmerz. Die Mutter rührte sich, öffnete die Augen und sah auf ihr weinendes Kind.

Ein älterer Infanterieoffizier trat ins Zimmer. Der Anführer der Kosaken salutierte. Nun trat der Offizier auf die Mutter und den Sohn zu. „Was ist mit Ihnen, Frau?" fragte er. Der Kosakenoffizier wollte antworten; da schrie der fremde Offizier ihn an: „Wir sind keine Mörder, Herr!" Ein kurzer Befehl von ihm. Man hob die Frau auf und legte sie auf die Bank. Im unverkennbaren Dialekt der Balten sagte der Offizier zu dem weinenden Ernst: „Sei ruhig, mein Junge, dir geschieht nichts!"

Wieder ein kurzer Befehl. Ein Kosak eilte davon, um wenige Minuten später mit zwei russischen Gardisten zurückzukehren, die eine Bahre trugen. Da aber heulte es plötzlich heran — näher und näher: eine deutsche Granate. Auf der Straße vor dem Hause erfolgte der Aufschlag. Wie in einem aufgestöberten Bienenschwarm begann es nun in der kleinen Wohnung durcheinanderzulaufen. Schon heulte das zweite Geschoß heran. Die eine Wand des Häuschens wurde durchschlagen, der kleine Stall sank in Trümmer. Die Kosaken eilten hinaus. Niemand kümmerte sich mehr um die Mutter und den Jungen. Auch der gütige Offizier war fort. Wenige Minuten später schon hörte man das Galoppieren der Panjepferde, die die Kosaken ostwärts trugen.

Dann war alles still, bis nach einer halben Stunde heimische Laute in das Stübchen drangen. Deutsche Husaren ritten an, den Fliehenden nach ins Feindland hinein.

Ernsts Mutter ist nach diesen Stunden nie wieder recht genesen. Die Geschichte dieser Nacht hat mir Ernst selber erzählt, der nun als deutscher Grenzbeamter fast Nacht für Nacht an dem Häuschen vorbeifährt, in dem er und die Mutter einst so schwere Stunden erlebten. Heinrich Hansen, Bayreuth.

Auf Befehl Napoleons erschossen

Die Geschichte eines Märtyrers, der am 26. August 1806 für Deutschlands Ehre und Freiheit starb

Der Buchhändler Palm saß in dem kleinen Raum hinter seinem Laden und legte sich gerade einen Bogen zurecht, um an einen seiner Geschäftsfreunde zu schreiben. Da knarrte die Ladentür; Palm erhob sich und wollte in den Laden gehen; doch er kam nicht so weit. Zwei Männer rissen die Tür des Raumes auf, kamen eilig herein, schlossen die Tür wieder, und ehe Palm eine Frage an sie richten konnte, sagte der eine:

„Du mußt sofort fliehen, Palm, sonst kann es dich den Kopf kosten."

Verständnislos blickte der Buchhändler den Sprecher an, fragte dann: „Den Kopf sagst du? Was ist denn geschehen?"

„Napoleons Büttel sind hinter dir her. Du kannst dich darauf verlassen, daß spätestens morgen früh die Polizei bei dir erscheinen wird. Es ist wegen der Schrift, weißt du, „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung". In Augsburg haben sie den Buchhändler Jenisch verhaftet, und er hat der Polizei eingestanden, daß du ihm die Schrift zugesandt hast, der Lump."

Der zweite der beiden Männer, Pirkheimer mit Namen, fragte: „Was ist das eigentlich mit der Schrift, Palm?"

Der Buchhändler ordnete auf seinem Schreibtisch die herumliegenden Schriftstücke und erklärte: „Es war höchste Zeit, daß solch eine Schrift endlich einmal kam, um die Menschen wachzurütteln. Es steht nichts in dem Heft als die reine Wahrheit, nämlich, daß unser deutsches Land zerrissen zu Boden liegt; daß es ausgeplündert wird von den Truppen des französischen Thronräubers. Und dann steht da noch von den deutschen Fürsten, die keine Ehre mehr kennen, die schamlos dem Eroberer nachlaufen und ihm noch ihre Dienste anbieten."

Erbittert unterbrach ihn Burkardt, der erste der beiden Männer: „Und unser Kurfürst hat uns gar gezwungen, als Verbündete für den Eroberer zu kämpfen, Deutsche gegen Deutsche, das läßt er zu, und warum? — Weil er König werden wollte. Nun haben wir ein Königreich Bayern von Napoleons Gnaden. Gewiß, der Franzose hat uns die Österreicher aus dem Lande getrieben und ein Stück vom Habsburgischen Reich zu Bayern geschlagen, aber darf man um solcher Vorteile willen das Volk, das Land verraten?"

„Schmach und Schande, daß so etwas geschehen konnte", fuhr Palm dazwischen, „und den Rheinbund haben sie gegründet; die westdeutschen Fürsten haben sich Napoleon unterstellt, weil sie Angst um ihre Herzogs- und Fürstenkronen hatten. Das ist, weiß Gott, nicht deutsch gedacht; wo das ganze Volk gegen den korsischen Eroberer steht. Aber die Fürsten spüren ja nichts davon, wie das fremde Militär die Speise- und Vorratskammern ausplündert, wie es den Bauern das Vieh und die Ernte beschlagnahmt und die Kinder und Frauen mißhandelt.

Überall hat Napoleon seine Spione — Verräter, die ihm Spitzeldienste leisten. Kaum wagt einer ein lautes Wort gegen die Bedrücker, da holen sie ihn schon und sperren ihn ein. Manchen braven deutschen Mann werden sie so beiseitegeschafft haben, ohne daß die Öffentlichkeit davon erfährt. Und wenn sich gar einer gegen die Plünderer wehrt, da wird nicht lange gefackelt, da knallen sie ihn nieder."

„Wie ist das mit Jenisch gekommen?" fragte Pirkheimer.

„Ach so, Jenisch", nahm Palm wieder das Wort, „ja, die Sache ging so: ich habe dem Jenisch tatsächlich die Schrift zugesandt, aber was dann weiter geschah, das weiß ich nicht."

Nun ergriff Burkardt das Wort. „Solche Schriften gehen ja jetzt viele um im deutschen Land. Alle rufen sie auf zum Kampf gegen die Fremdherrschaft; auch Flugzettel werden verteilt. Napoleon hat eine strenge Anordnung dagegen erlassen. Die Verfasser, Verleger und Verbreiter solcher Schriften und Zettel sollen gefangengenommen und zu schweren Strafen verurteilt werden. Da hat nun in Augsburg so ein niedriger Speichellecker die Schrift „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung" irgendwo erwischt, ist sofort zur Polizei gelaufen, und dann wurde ein ganzes Heer von Spitzeln angesetzt, um zu erfahren, woher die Schrift kam. Aber sie haben nichts ausrichten können.

Nun wollte es das Unglück, daß Napoleon selbst ein Exemplar der Schrift in die Hände bekam. Wie ein Wilder hat er getobt und wollte sofort wissen, wer die Schrift verfaßt habe. Wenn es nicht festgestellt werden könnte, wollte er ein paar Augsburger und Nürnberger Ratsherren erschießen lassen. Nun gingen die Untersuchungen von neuem los, und da fand man denn bei deinem Freund, dem Jenisch, der in Augsburg eine Buchhandlung hat, ein Exemplar der Schrift. Sofort haben sie Jenisch verhaftet und ins Gefängnis gebracht. Wahrscheinlich werden sie ihm mit Knute und Gewehrkolben etwas nachgeholfen haben, als sie ihn ausfragten: jedenfalls hat er dann gestanden, die Schrift habe er von der Steinschen Buchhandlung in Nürnberg erhalten. Da du, lieber Palm, Inhaber dieser Buchhandlung bist, wird es dir nun wohl an den Kragen gehen. Sie werden dich holen und dich so lange bearbeiten, bis sie von dir herauskriegen, wer die Schrift verfaßt hat."

Palm stemmte die Fäuste auf den Tisch: „Wenn ich den Namen nennen wollte, dann würde ich damit nicht den Mann verraten, nein, meine Freunde, das wäre Verrat an Deutschland, und das wird ein Palm niemals tun. Aber noch ist es nicht so weit. Die Nacht sieht mich nicht mehr in Nürnberg. — Seid vorsichtig; verlaßt mein Haus nicht durch den Laden, sondern über den Hof; man könnte euch sonst auch in Verdacht nehmen."

Die beiden Männer schüttelten dem Buchhändler die Hand und verließen wortlos den Raum.

Eine Stunde später verschwand auch Palm über den Hof und gelangte durch Nebengassen bis vor die Stadt. Nach Erlangen wollte er, zu Verwandten, dort war er unter preußischem Schutz. Wenige Stunden, nachdem er sein Haus verlassen hatte, drangen französische Gendarmen in die Buchhandlung ein und suchten vergeblich nach dem Besitzer.

In Erlangen hatte Palm keine Ruhe. Sorge um seine Familie erfaßte ihn; so kehrte er heimlich nach Nürnberg zurück und verbarg sich in seinem Hause. Klug verstand er es, sich allen Nachforschungen zu entziehen.

Eines Tages, am 14. August 1806, erschien in Palms Buchhandlung ein ärmlich gekleideter Junge und wollte Herrn Palm sprechen. Es sollte für die Soldatenwitwen gesammelt werden, und da müßte sich jeder Hausherr selbst einzeichnen.

Ohne Argwohn ließ man den Jungen in die Wohnung ein, und Palm zeichnete für den guten Zweck eine beträchtliche Summe.

Der Junge verließ den Laden, verschwand um die nächste Ecke. Dort lauerte bereits ein starkes Kommando französischer Soldaten. Sie hatten den Jungen als Spitzel benutzt, und der kleine Verräter hatte seinen Auftrag mit großer Gerissenheit durchgeführt. Nun teilte er triumphierend mit, Palm sei in der Wohnung. Sofort drangen die Bewaffneten in das Haus ein, nahmen Palm gefangen und schleppten ihn zum Rathaus. Dort wurde er kurz verhört. Man wollte von ihm wissen, wer die Flugschrift „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung" verfaßt habe. Palm erklärte, er kenne den Verfasser nicht. Nun begann sein Leidensweg.

Die Nacht verbrachte er in einer verschlossenen Zelle; am anderen Morgen schaffte man ihn nach Ansbach zum französischen General Bernadotte. Inzwischen hatten einige seiner Freunde versucht, sich für ihn zu verwenden. In Ansbach wurde ihm aber offen erklärt, die Bitten seiner Freunde hätten keinen Zweck. Aus Paris liege strenger Befehl vor, die Augsburger und Nürnberger Buchhändler, die mit der Schmähschrift in Verbindung standen, vor ein Kriegsgericht zu stellen.

Von Ansbach schaffte man Palm nach Braunau, der Grenzfestung am Inn. Dort war inzwischen das Kriegsgericht zusammengetreten. Es hatte von Paris aus Befehl erhalten, die Todesstrafe zu verhängen. Nur noch eine Möglichkeit hatte Palm, dem Tode zu entgehen: er konnte den Namen des Verfassers der Kampfschrift nennen. Palm schüttelte verächtlich lächelnd den Kopf, als man ihm immer wieder sagte, er könne damit sein Leben retten. Er wollte sich durch keinen Verrat freikaufen.

Am 26. August 1806 wurde dann das Urteil gegen Palm gefällt. Es lautete auf „Tod durch Erschießen wegen Verbreitung von Kampfschriften gegen den Kaiser Napoleon". — Wenige Stunden nach der Verkündigung des Urteils wurde der standhafte Buchhändler auf einem Leiterwagen zur Richtstätte gebracht. Eine größere Abteilung Soldaten begleitete den Wagen, auf dem neben Palm zwei Geistliche Platz genommen hatten. Ein freier Platz vor dem Salzburger Tor in Braunau war als Hinrichtungsstätte vorgesehen. Zahlreiche Bürger waren dorthin geeilt, um offen gegen diesen neuen Gewaltakt Napoleons zu protestieren.

Die Salven krachten, Palm sank zu Boden; durchs Land aber eilte die Kunde von seinem Opfertod und rief Tausende auf, diese neue Freveltat zu rächen.

Das Gefecht am Lochbach

Eine Jungengeschichte aus dem Saarland. Von Klaus Schmauch

Du lieber Gott, was bedeutete uns Jungen schon der Lochbach! Im Frühjahr schwangen wir uns mit unsern Springstangen sooft hinüber als wir wollten, und im Sommer spuckten wir verächtlich in sein seichtes Wasser und verhöhnten die kleinen Hosenmatze, die in ihm plantschten und strampelten. Um die Viehhütezeit aber, wenn die ersten Herbstzeitlosen auf den abgemähten Wiesen aufblühten und die reifen Zwetschen und Birnen aus den Dorfgärten leuchteten, dünkte er uns schier ein armseliger Graben, den der größte Schlappsack übersprang, ohne sich die Füße zu netzen.

Der Lochbach war halt einer von den vielen kleinen Bächen, die vom Hunsrück herab zur Saar wanderten, und er war wohl selbst nicht wenig erstaunt, als er eines Tages zu einer kleinen Berühmtheit wurde. Aber dieses verdankte er nicht sich, sondern unserm Anführer, dem Har, der ... Doch halt, wenn ich so weiter fortfahre, hat die Geschichte keinen Kopf und keinen Schwanz. — Also wir und die Bärenbacher Buben trugen nie Wasser an einer Stange. Wir lebten nebeneinander wie Katze und Hund, zerkratzten und zerschlugen uns, und waren nur einig in der Verurteilung unserer Lehrer, die uns von Zeit zu Zeit den Hosenboden strammzogen, um uns die schlimme Feinschaft auszubläuen.

Aber die Feindschaft saß nicht in der Verlängerung unseres Rückens, sondern im Blut. Sie war ein Erbstück von unseren Vätern, die es nie vertragen konnten, daß wir Bühler keinen eigenen Gemeindevorsteher besaßen, und daß wir, obwohl wir über einen viel größeren Flurbann verfügten, zur Bärenbacher Gemeinde gehörten, bei der wir stets das fünfte Rad am Wagen bildeten. — Eins hatten die Haselstöcke der Schulmeister doch erreicht: wir mußten uns darein fügen, den Lochbach als Grenzgraben zwischen den beiden Parteien anzuerkennen. Wer ihn mutwillig übertrat, verfiel in Acht und Bann und kam dem Lehrer nicht mehr aus den Füßen.

Waren es nun die Regengüsse, die um Michelstag herum niedergingen, oder hatte der Bach etwas von der Ehre gemerkt, die ihm zuteil geworden war: er schwoll auf einmal dermaßen an, daß unsere Springstangen zu kurz wurden und keiner mehr wagte, ihn zu überqueren. Dazu rauschte und brauste der eitle Gesell so aufrührerisch und stolz, daß wir ihn zur Strafe mit Grauwacken steinigten und mit unseren Stangen auf ihn einschlugen, bis wir, vom Kopf bis zu den Füßen durchnäßt, zum Hütefeuer liefen und es zähneklappernd umdrängten.

Da kam von jenseits des Baches ein Gejohle, so höhnisch und aufreizend, daß wir fast zu Stein erstarrten. Trotzdem brach das Gejohle nicht ab, sondern es artete aus in ein drohendes Geheul. Wahrhaftig, jenseits des Baches saß eine Horde Jungen auf den halb im Wasser stehenden „Ellern" und Weiden und drohte mit Knüppeln, Fäusten und Steinen zu uns herüber.

„Die Bärenbacher!" Wir blickten auf einmal alle auf unsern Anführer, den Har, sahen, wie es in seinen Augen aufflammte und begann vor Kampfbegier zu stampfen.

„Ruhig im Glied!" Der Har machte eine großartige Geste; aber seine Stimme hatte sich überschlagen. Seine hellen Augen schossen Blitze und seine Nasenflügel bebten. Wenn der Har so dastand, fuhr jedesmal ein Prickeln durch unsere Glieder. Ja, der Har war ein Führer und Kämpfer; wir gehorchten ihm blindlings und wußten, daß er uns stets zum Siege führte.

„Ruhe, hab' ich gesagt." Die Faust des Har riß den vorstürmenden Hirtenfranz zurück und schleuderte ihn so heftig in einen Wassergraben, daß seine Nase blutete. Doch statt aufzuheulen, stellte sich der kleine Kerl sofort schon wieder neben uns und lächelte, obwohl ihm Blut und Tränen übers Gesicht liefen.

„Die Großen an die Spitze, die Kleinen dahinter!" Jetzt hatte unser Hauptmann das braune Haar, das fast an die Mähne eines edlen Pferdes erinnerte, mit einem Ruck aus den Augen geschnellt und zugleich einen brennenden Ast aus dem Feuer gerissen.

„Mir nach, wer kein Feiger ist!" Wie ein feuriger Cherub, oder war es der Erzengel Michael selber, stürmte der Har vor uns her. Die Erde dröhnte unter dem harten Aufschlag unserer Füße. Der Schmiedesepp stieß gewaltig in ein zerbeultes Blechhorn, das einst dem Vater des Hirtenfranz gehörte, und wir warfen uns tapfer dem Feind entgegen und zeigten ihm die blanke Brust und das drohende Weiß unserer Augen.

Ein Steinhagel prasselte in unsere Reihen und warf die ersten Verwundeten ins Gras.

„Deckung!" Der Har kannte fast alle Soldatenkommandos. Sein Vater befehligte nicht umsonst die Feuerwehr und den Kriegerverein, während sein Großvater am Todesritt von Mars-la-Tour teilgenommen und sich dabei das „Eiserne Kreuz" erworben hatte.

„Sprung auf, marsch, marsch!" Wir brachen aus einem Flutgraben und bombardierten die Gegner mit frischen Granaten.

Was half's? Die Bärenbacher besaßen zwei mächtige Verbündete: den tiefen, vom Herbstregen angeschwollenen Bach und den Bahndamm, ein wunderbares Versteck mit unzähligen Steinen.

Immer wieder mußten wir in die Wassergräben zurück, um uns mit neuer Munition zu beladen. Immer mehr Verwundete brachen aus und drückten ihre Hände auf die blutenden Köpfe. Und noch immer hatte der Feind keine Verluste.

Der Har hatte sein Feuerrad längst zum Feind hinübergefeuert. Nun wurde ihm die Sache zu dumm. Er scheuchte uns in einen tiefen Graben, befahl, auf seinen Pfiff zu warten und eilte den Graben entlang, ohne uns zu erklären, was er eigentlich wollte.

Als wir ihn wieder sahen, hing er oberhalb des Kampfplatzes an der Spitze einer Weide und begann so gewaltig zu schaukeln, daß wir jeden Augenblick glaubten, er müßte ins Wasser stürzen und ertrinken. Nun hielt er an, legte die Hände wie eine Muschel an den Mund und rief:

„Der Andres und der Heiner!" Die Hände sanken herab, und das Wippen an der Weide wurde noch toller.

Was wollte er nur? Wir streckten die Köpfe aus dem Graben, und selbst der Feind lag tatlos hinter dem Bahndamm und spannte und gaffte.

„Schnell, hängt euch an den Stamm!" Die Stimme des Hauptmanns klang scharf und streng. Wie zwei dicke Raupen krochen der Andres und der Heiner an der Weide empor. Da gab es auf einmal einen lauten, vielstimmigen Schrei. Die Weide und der Har waren verschwunden. Aber auch den Heiner und den Andres hatte die Erde verschluckt, ohne daß wir einen Angstruf hörten.

Bevor wir ahnten, was geschehen war, kam von drüben ein heftiger Lärm. Dann hörten wir scharfe, aufpeitschende Pfiffe, stürzten aus unserem Graben und stürmten davon.

„Hier! Hier!" Bis an den Bauch stand der Har am jenseitigen Ufer im Wasser. Die Spitze der Weide lag auf seiner Schulter. Er fuchtelte wild mit den Händen.

„Schnell herüber, sonst ist es zu spät!" Der Andres und der Heiner, durch deren Gewicht sich die Weide zum anderen Ufer gebogen hatte, schlossen die Augen vor dem schießenden Wasser und hingen sich an die schwankende Brücke.

Nun hatten die Bärenbacher unsere Absicht erkannt, und sie eilten herbei, um den „Übergang über die Katzbach" zu vereiteln.

„Schneller, schneller, ich bin ja allein", hörten wir den Hauptmann noch rufen, da war der Feind schon über ihm und begann ihn zu bedrängen. Ein paarmal tauchte der Har, der unser bester Schwimmer war, unters Wasser. Als ihn aber auch dort noch die Steine trafen, ließ er die Weide „schnerren" und stürzte unter den Schwarm der Feinde. Doch die Bärenbacher kannten seine harten Fäuste, flitzten auseinander, bildeten um ihn einen weiten Kreis und begannen ihn mit Steinen zu bombardieren.

„Helft doch, helft!" Wie eine Flamme zuckte der Har im Kreise hin und her und wich den Kugeln aus. Als er einmal schmerzlich aufbrüllte, wurden wir bleich vor Scham. Keiner besaß jetzt noch den Mut, sich an die Weide zu hängen und den gefährlichen Übergang zu wagen..

„Wartet, ihr Lumpen! Keiner soll mir mehr abschreiben — und jeden schlag ich tot, der noch einmal zu mir kommt, um



Bis an den Bauch stand der Har am jenseitigen Ufer im Wasser — Zeichnung: Friebel

mit mir zu spielen!" Der Har hatte vergebens zum Durchbruch angesetzt. Der Kreis war vor ihm zurückgewichen, und die Bärenbacher bombardierten ihn weiter mit ihren Geschossen.

„Andres, Heiner, ich setze euch ab!" Die beiden Unterführer schlugen die Hände vors Gesicht und stöhnten. Da schoß plötzlich ein kleiner Kerl auf die Weide zu und rutschte an ihrem gebogenen Stamm herunter.

„Er ersäuft! Da, da, er ertrinkt!" Der Ruf war so schrill, daß die Bärenbacher Atem schöpften und das Wagestück des kleinen Hirtenfranz bestaunten. Krach, da brachen auch schon die Äste, der Stamm tauchte tiefer hinab ins schießende Wasser, wippte wieder hoch — — — und war leer.

„Hilfe, Hilfe!" Ein paar Bärenbacher stürzten ans Ufer und stießen ihre Stangen ins Wasser. Doch bevor sie nach dem Versunkenen fischen konnten, warf sich der Har mit einem Hechtsprung über sie weg und verschwand in den gurgelnden Wellen.

Wenn uns jetzt einer gestochen hätte, wir hätten nicht geblutet. Es war so still geworden, daß man das Pfeifen eines fernen Zuges und das Klopfen des eigenen Herzens hörte.

Wenn sie ertrinken! . . .

Ein paar kleine Kerle wälzten sich schluchzend auf der Erde, und wir Großen starrten uns an, so seltsam und fremd, daß einer vor dem andern erschrak und mancher Fuß heimlich zuckte, um zu fliehen.

Als bereits die ersten Ausreißer verschwanden, peitschte ein jubelnder Ruf wieder das stockende Blut durch die Adern.

Der Har war aufgetaucht, und neben ihm leuchtete für einen kurzen Atemzug ein heller Schopf.

Zehn Meter von der Weide entfernt zogen wir die beiden ans Ufer. Im selben Augenblick aber, da unser Hauptmann den Fuß auf festes Land setzte, stieß er uns heftig zurück, faßte den kleinen, leblosen Hirtenfranz, der erst neun Jahre alt war, fest um den Leib und preßte ihm das eingedrungene Wasser aus dem Magen.

Als der Kleine endlich die Augen aufschlug und lächelnd um sich guckte, tätschelte ihm der Har fast zärtlich den Rücken und rief: „Der ist mehr wert, als ihr alle zusammen."

„Bravo", schrien die Bärenbacher und klatschten in die Hände. Und ihr Anführer, der gefürchtete Webernickel, trat dicht ans Ufer, warf einen ziegelroten „Tanzknopf" (Kreisel) übers Wasser und rief: „Der ist für den Franz!"

„Wir nehmen von euch nichts an und haben selbst „Tanzknöpfe" genug, um den braven Kerl zu beschenken!" Unser Hauptmann hatte sich stolz aufgerichtet und die Gabe des Feindes zurückgeworfen. Nun schlugen die Bärenbacher eine höhnische Lache an, schulterten ihre Stangen und Knüppel und zogen mit dem Lied: „Unser Hauptmann steigt zu Pferde . . ." von dannen. Bei den Worten „siegreich wollen wir die Bühler schlagen, sterben als ein tapferer Held" drehte sich der Har um und fuhr ein paarmal mit dem Handrücken über die Augen. Wut hatte er, eine unheimliche Wut.

Was darauf folgte, will ich lieber verschweigen. Noch heute liegen ein paar Dutzend Soldatenknöpfe, die uns der Har einst wegen Tapferkeit vor dem Feind angeheftet hatte, im Lochbach und sind längstens von Schlamm und Geröll begraben. Der kleine Hirtenfranz aber, den bis dahin keiner von uns beachtet hatte, der erhielt zwei große Sergeantenknöpfe und wurde der Adjutant unseres Führers.

Sooft wir diese Knöpfe erblickten, senkten wir die Köpfe und dachten an die Niederlage und unser feiges Benehmen.

Vom Feind aber bekam der Har den Namen „Blücher an der Katzbach". Er und sein tapferer Adjutant sind im Weltkriege gefallen. Ich aber kann heute noch nicht das Wort „Katzbach" ohne Herzklopfen aussprechen; denn wir waren damals doch sehr schlechte Preußen gewesen.

Der Tag beginnt mit der Morgenwäsche am See oder mit einem erfrischenden Bad

Lagerleben

Aufnahmen: Dr. Weskamp

Weit dehnte sich die Zeltstadt da draußen am See; fünftausend Jungmädels hatten hier für fünf Tage ihr Lager aufgeschlagen. Das war eine Sache —, eine ganz große Sache! —

Zum erstenmal erlebte Elfriede solch ein großes Lager. Erst hatte zwar der Vater ein bedenkliches Gesicht gemacht, und die Mutter hatte gemeint: „Ich weiß nicht, Kind — so allein da draußen am See . . ."

„Aber Mutter, ich bin doch nicht allein; es sind doch ein paar tausend Mädels dort draußen."

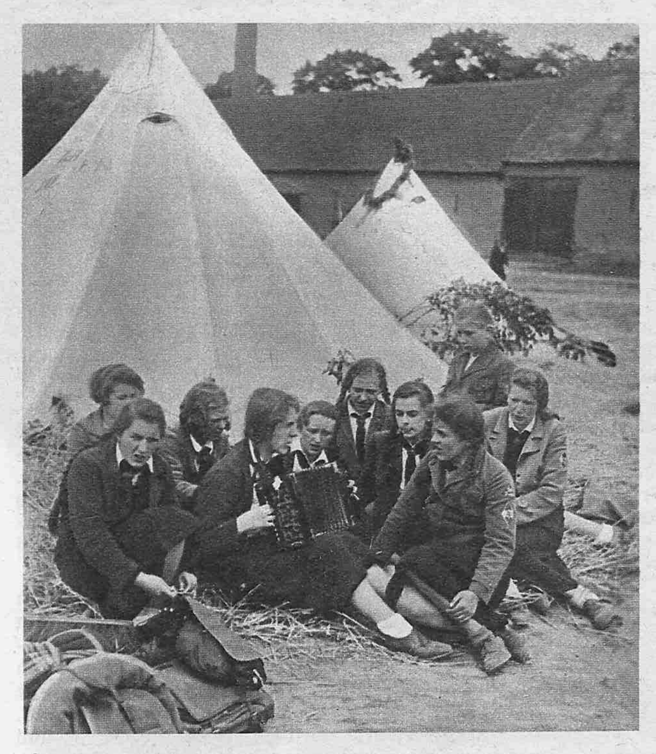
„Ja, aber — wenn wir nicht mit dabei sind . . .; ich bin doch etwas ängstlich . . ."

„Du kannst mich ja besuchen. Am Sonntag dürfen die Eltern der Jungmädels ins Lager kommen. Vater

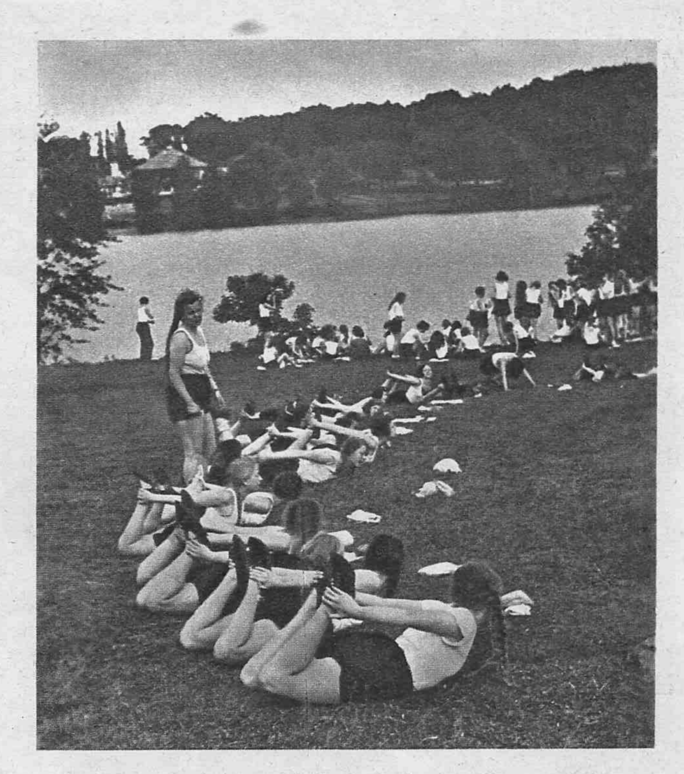
Küchendienst!
Sie hat für ihre Kameradinnen einen großen Topf mit frischen Brötchen zurechtgemacht



Lagerwache!
Während eine auf Wache steht, lagern die anderen um das Lagerfeuer



In der Pause nach dem Frühstück wird gesungen



Frühsport am See

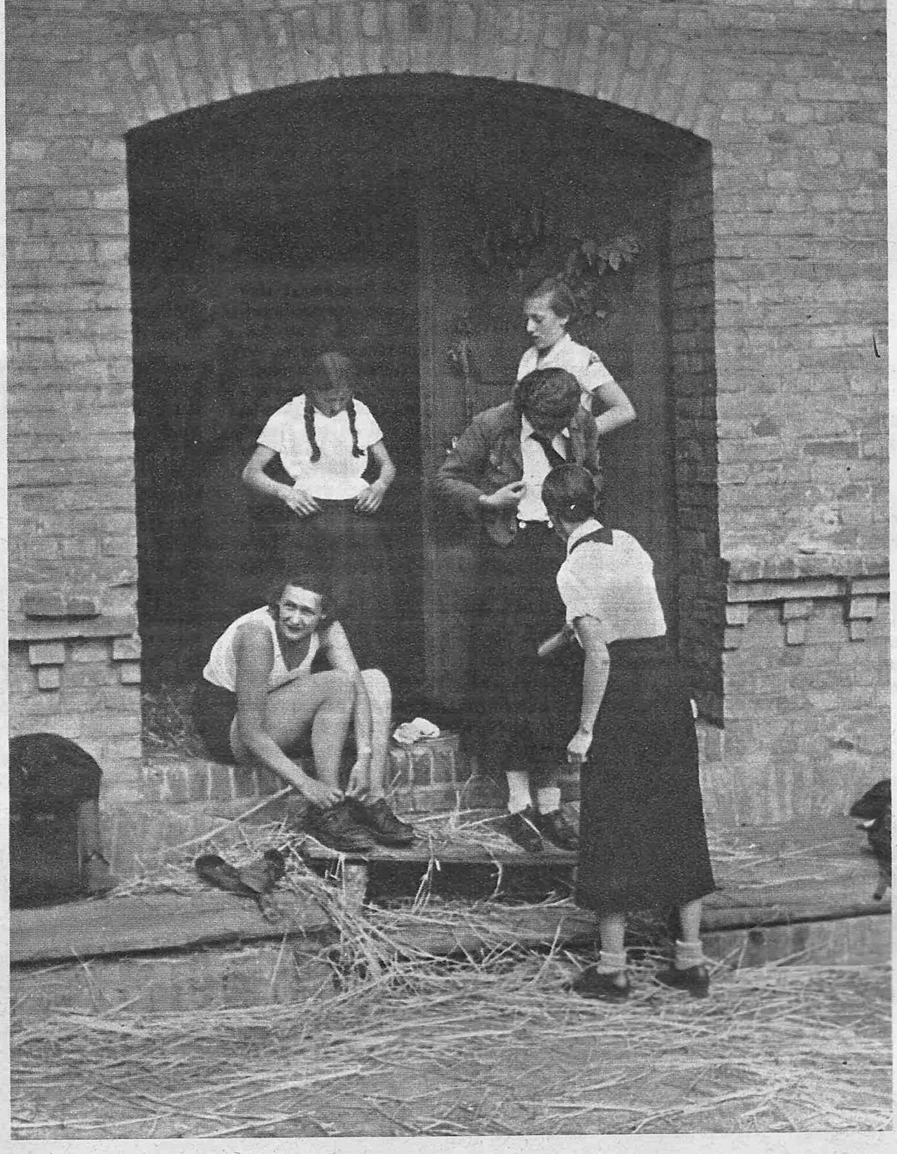
kommt auch mit, da könnt ihr euch ja selbst überzeugen, wie schön das ist..."

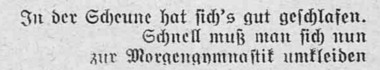
Und so durfte denn endlich Elfriede mit! War das eine Freude. Sie zählte die Tage, die Stunden, und dann war es endlich so weit.

Nun war sie schon zwei Tage im Lager. Einzugewöhnen brauchte sie sich nicht; es war ja alles so selbstverständlich. Morgens wusch man sich am See, und wenn das Wasser nicht gar so kalt war, nahm man schnell noch ein Bad. Dann gab's zur Auffrischung eine Gymnastikstunde oder einen kleinen Dauerlauf im Gelände. Selbstverständlich mußte auch Dienst gemacht werden. Einmal hatte Elfriede schon Wache geschoben, hatte mit den Kameradinnen die Nacht über am kleinen Wachfeuer gehockt. Schön war das gewesen.

Die vielen Fahnen standen wie ein kleiner Wald — dann die Zelte, dort der große Gutshof mit den mächtigen alten Bäumen und über allem der unendlich weite Nachthimmel. Ganz fern klang das Geräusch eines Autos, weitab zog ein Flieger seine Bahn, dann war es wieder still.

Dann kam der Sonntag. Schwärme von Menschen strebten näher, die Mädels paßten gut auf. Da sah Elfriede schon ihre Eltern herankommen. Ihre bedenklichen Gesichter hatten sie zu Hause gelassen, ließen sich von Elfriede alles zeigen, das Lager, die Zelte, die großen Feldküchen, und die Mutter sagte anerkennend: „Ja, zu meiner Zeit gab's ja so etwas noch nicht, und so hatte ich mir das überhaupt nicht vorgestellt. Das ist ja großartig hier!"





In der Scheune hat sich's gut geschlafen. Schnell muß man sich nun zur Morgengymnastik umkleiden

Zackige Berliner Jungen

Ernste und heitere Erlebnisse aus vergangenen Tagen, nacherzählt von Peter Osten

Dies sei vorausgesagt:

Über Deutschland weht heute die rote Fahne mit dem schwarzen Hakenkreuz. Fast vier Jahre sind seit der Machtübernahme durch Adolf Hitler am 30. Januar 1933 vergangen.

Wie vergessen liegen Hunger und Elendsjahre hinter unserem Volke. Es geht wieder aufwärts in Deutschland. Mit allen Kräften gehen die Männer der Regierung an das Werk der Arbeitsbeschaffung. Jeder Deutsche soll wieder Arbeit und Brot haben, soll wieder froh und zufrieden werden. Lange Jahre hat das deutsche Volk nach dem Weltkriege leiden und darben müssen. Eine unfähige Regierung nach der anderen stürzte unser Vaterland in tiefste Not. Überall im deutschen Leben tauchten die Juden auf und machten ihre schmutzigen Geschäfte.

Mit zäher Verbissenheit ging da Adolf Hitler mit den Seinen an das Werk und sagte den Verbrechern an unserem Volk den härtesten Kampf an. Vierzehn Jahre lang kämpfte er unerschrocken und erbittert um die Macht, die ihm dann am 30. Januar 1933 übergeben wurde.

In seinem Kampfe um das deutsche Volk standen neben den braunen Soldaten der SA. und SS. die opfer- und einsatzbereiten Jungen der HJ.

Peter Osten, ein HJ.-Kamerad aus der Zeit des Kampfes um die Macht, erzählt im folgenden den „Hilf-mit!"-Lesern heitere und ernste Erlebnisse aus den Tagen des täglichen Einsatzes.

Die Schriftleitung.

Es ist etwas Schönes um die Erlebnisse der vergangenen Jahre, Erlebnisse aus jenen Tagen des stündlichen Einsatzes auf der Straße und in den Versammlungen; Erlebnisse, die nur von denen verstanden werden können, deren Herz jung schlägt und deren Höchstes Volk und Vaterland ist.

Man hat uns alten Hitlerjungen mehr als einmal Überheblichkeit vorgeworfen, weil wir mit Recht in den Zeiten des Kampfes auf die verächtlich hinabsahen, die tatenlos abseits standen. Uns Jungen waren stets die ehrlichen Gegner lieber als jene, die ihre Feigheit hinter ihrer „Arbeit" zu verstecken suchten, als jene, die von Deutschland sprachen und den Speck in der Kammer, die Wertpapiere im Geldschrank meinten.

Unser Einsatz in der Vergangenheit und in der Gegenwart aber beweist, daß es uns ernst ist um die Verwirklichung des nationalsozialistischen Gedankens. Überall in der Partei, SA. und SS. stehen junge, aus den Reihen der HJ. emporgewachsene Kräfte, die in alter zäher Verbissenheit an die ihnen gestellten Aufgaben gehen.

Wenn im folgenden kurze ernste und heitere Erlebnisse aus den Tagen des Kampfes erzählt werden, so soll damit nicht ein Wunsch nach dem Zurück laut werden, sondern vielmehr soll all den Kameraden gedankt werden, die damals einsam kämpften und auch heute noch in alter Treue zur Bewegung stehen als die einfachen Kerle, die sie immer waren.

Unseren neuen Kameraden aber, die erst später zu uns fanden, soll berichtet werden von Tagen, die sie nie erlebt.

Der Einsatz und der Wille der alten Hitlerjugend möge ihnen Vorbild sein für ihre Arbeit, die sie in der Gegenwart und in der Zukunft zu erfüllen haben.

Ernstes und Heiteres soll erzählt werden. Nicht in langen und grundsätzlichen Artikeln, sondern in kurzen, einfachen Schilderungen, so wie sie damals in die Fahrten- und Heimbücher der HJ.-Gruppen eingeschrieben wurden.

Das Erlebnis vergangener Tage wird in Ausschnitten entrollt werden. Mögen diese einfachen Worte alter Berliner Hitlerjungen den neuen Kameraden Mahnung sein, in demselben Geiste sich einzusetzen für das eine Ziel: Deutschland!

Der Wedding steht!

Es ist doch verdammt ernst bei uns zugegangen. Bei uns oben, im Wedding. Gewiß, überall in Berlin kämpften unsere Kameraden für die Idee. Überall war der Terror der gleiche. Aber dennoch: Hitlerjunge am Wedding zu sein, das bedeutete viel. — Wenn ich zurückdenke an die Jahre 1929, 1930 und 1931, als wir unter der Führung des damaligen Gefolgschaftsführers und heutigen Führers des Gebietes Berlin, Arthur Axmann, systematisch damit begannen, die Betriebe zu bearbeiten, als wir vor den Toren der Fabriken unsere Flugblätter verteilten und die rein marxistische Arbeiterschaft zu HJ.-Versammlungen einluden, dann vergesse ich nie eine Versammlung am Sparrplatz im Berliner Wedding.

Eine Kundgebung der KPD., zu der unser Gefolgschaftsführer zur Diskussion aufgefordert war. Ich war damals gerade im Begriff, in die Gefolgschaft überzutreten und hatte durch einen Zufall von der Veranstaltung gehört. Ein Kollege, Mitglied der KJJ., hatte mir im Betrieb davon erzählt. „Na, heute werdet ihr ja richtje Schütte kriejen" hatte er gesagt und mir geraten, nicht hinzugehen. „Diskutiert wird heute nich. Uffjeräumt wird mit euch, damit ihr et mal merkt, det ihr am roten Wedding nichts zu suchen habt."

Ich hatte keine Gelegenheit, vorher mit meinen HJ.-Kameraden zu sprechen und begab mich schweren Herzens gegen Abend zum Jugendheim in der Sparrstraße, in dem die Diskussion — oder besser gesagt der kommunistische Überfall — steigen sollte. Erst kurz vor Beginn erreichte ich das Jugendheim, da ich noch verschiedenes zu erledigen hatte. Die Straßen um den Sparrplatz waren belagert von der roten Meute, die gierig darauf wartete, sich auf die „Nazihunde" stürzen zu können.

Der Raum war gerammelt voll. Überall sah man die typischen Gestalten der KPD.; vertierte, blöde Gesichter. Nur wenig Jungarbeiter. Schon aus der Zusammensetzung der Zuhörerschaft ersah man sofort, daß es der KPD., wie immer, nicht um wirklich sachliche Aussprache ging, sondern nur darum, einige Faschisten „fertig zu machen". Als erster sprach ein Kommunist, der die übliche rote Redewalze abrollte, nichts Neues bot und höchstens hin und wieder sehr scharfe, aufreizende Worte gegen die „Nazistrolche" gebrauchte. Und dann sollte Axmann sprechen. Sofort begann es im Raum ungeheuer unruhig zu werden. In seiner bekannten ruhigen und überzeugenden Art sprach er zuerst vom Wahn des Marxismus und wollte sodann vor jenen im Raum, die aufrichtig lauschten, die gewaltige Idee des Nationalsozialismus verkünden. Immer größer wurde die Unruhe. Einzelne der üblen Schlägertypen drohten mit Knüppeln nach dem Redner. Wieder andere hieben herausfordernd ihre Messer und Dolche auf den Tisch. Das alles schien der Gefolgschaftsführer Wedding aber vorausgesehen zu haben. Mit unheimlicher Ruhe verkündete er sein Programm und betonte, daß man den nationalen Sozialismus Adolf Hitlers niemals durch Lüge, Verfolgung, Haß und Terror besiegen werde. Im Saal putschten die Führer der Kommune, und die Abmetzelei der Nazis schien dicht vor dem Beginn zu stehen. — Da erschien durch einen Eingang Polizei mit gezogenen Pistolen und verkündete: Die Nationalsozialisten verlassen sofort den Saal!

Wutgeheul erhob sich. Die Kommune sah sich um ihre Beute betrogen. Dann aber reckten alle die Hälse, um sich „die Nazis für spätere Fälle" zu merken. Alles staunte, und wenige waren auch durch den Mut der HJ. verwundert, als Axmann zusammen mit drei Mann den Saal verließ. Draußen aber lauerten die roten Bereitschaften auf die Nazis. Die Polizei gab an, ihre Pflicht erfüllt zu haben. Der Flitzer fuhr ab. Die HJ.-Kameraden konnten jedoch noch schnell auf eine Straßenbahn springen, um so aus dem wüstesten Haufen heraus zu gelangen. Wenige Straßen weiter waren sie in Sicherheit, denn dort versah die Schar Tiergarten, die zuvor das Gelände um den Sparrplatz sondiert hatte, ihren Sicherheitsdienst. Am anderen Tage drückte mir mein Kollege in der Frühstückspause die Hand. „Ihr seid in Ordnung! Ihr habt Mumm. Vielleicht komm ick och nochmal zu Hitlern."

Ich weiß nicht, wieviel Jungarbeiter nach dieser Veranstaltung den Weg zur Bewegung gefunden haben. Aber wenn es auch nur mein Arbeitskamerad war — einer hatte ihn gefunden, und der Sinn der Diskussion war erreicht.

Wieder ein Kämpfer mehr für den deutschen Sozialismus.

„Rot Front!, Jenosse — Wo seid ihr denn her?"

Mit unseren lieben Freunden von der KJJ (Kommunistische Jugend-Internationale) haben wir Berliner Hitlerjungen oft verdammt ernste, aber auch recht lustige Erlebnisse gehabt. Es war immer unsere besondere Freude, wenn wir die roten Brüder einmal richtig auf den Leim geführt hatten oder ihnen bei irgendwelchen „Antifaschistischen Aktionen" zuvorgekommen waren. Das gab noch lange nachher Grund für ein herzliches Gelächter.

Es war Pfingsten 1930. Das Fähnlein 17, Lichtenberg, unter seinem damaligen Führer Wildau, hatte sich nach einem Blick auf die gutgefüllte Kasse verleiten lassen, eine Autofahrt nach Gransee anzusetzen. Der Fähnleinführer hatte von einem Elite-

wagen gesprochen und dabei unternehmungslustig mit den Augen gezwinkert. Kurzum — alles wollte erscheinen.

Am Nachmittag des Pfingstsonnabends also trafen sich alle vom Fähnlein 17 vor dem alten Lichtenberger Sturmlokal „Aujust Sauer" in der Simplonstraße. Wie üblich waren die Lichtenberger die ersten am Sammelpunkt und konnten getrost nach alter Manier noch ein „Kleines für Zehn" bei ihrem Aujust töten. Kurz vor dem angesetzten Zeitpunkt erschienen die Karlshorster und beteiligten sich. Und dann, nach den ersten Tobsuchtsanfällen des Fähnleinführers, erschienen, wie üblich, die Friedrichsfelder „Heidebauern". Nun war das Fähnlein vollzählig. Dreißig zackige Kerle waren es damals nur. Heute tritt die Hitlerjugend dieser Gegend in einer Zahl weit über Bannstärke an.

Inzwischen war dann auch der sogenannte Elitewagen eingetroffen, dessen Aussehen sogar den Fähnleinführer zu Entsetzensschreien veranlaßte. Nach einer kurzen, aber dafür um so kräftigeren Unterhaltung mit dem Autofahrer erfuhren wir zu unserem Leidwesen, daß der Elitewagen seit dem Tage vorher mit 40 SA.-Leuten spurlos verschwunden sei und man in unterrichteten Kreisen annehme, daß der König von Groß-Berlin, unser vielgeliebter Isidor, jene SA.-Männer zu einer Audienz im roten Alexgebäude, im Volksmunde „JA" genannt, befohlen habe. Der uns nunmehr zur Verfügung stehende Wagen, ein alter Chevriolet, schien ein Glanzstück des Märkischen Museums zu sein. Unsere Sympathien flogen ihm jedoch zu, als wir erfuhren, daß er erheblich billiger sei als der andere. Und so erklommen wir mit frohgeschwellter Brust das so mit Unrecht „Auto" genannte Vehikel.

Bei unserer Fahrt durch die Straßen des roten Berliner Ostens schollen unsere Sprechchöre gegen die öden Mietskasernen. Denn was wir damals auch unternahmen, alles stand im Dienst der Bewegung und war Propaganda der Tat. Wenn aus den Kneipen der Kommune die verhetzten Arbeiter herauskamen, uns drohten und sich beinahe überschlugen vor Haß, so antworteten wir ihnen mit Lachen und frohem Sprechchor: „Frohe Pfingsten! Heil Hitler!"

Irgendwie mußten wir es jedoch mit jemandem verdorben haben, denn kurz hinter Berlin hatte unser Auto eine Panne, die nicht von schlechten Eltern war. Nachdem wir etwa eine Viertelstunde fachsimpelnderweise dem Chauffeur unsere Ratschläge erteilten, die diesen jedoch anscheinend schwer kränkten, hatte Wildau, der Fähnleinführer, seinen bei uns berüchtigten Einfall. Ein Pfiff auf der Trillerpfeife. Das Fähnlein trat an und setzte dann zu Fuß den Weg fort. Nachdem die erste leichte Erbitterung mit Liedern, wie „Annemarie" und „Lisa, Lisa" heruntergesungen war, ging es dann erheblich besser. Wir marschierten zehn Minuten, zwanzig Minuten, eine halbe Stunde. Wer nicht kam, war unser Wagen. Noch zehn Minuten, eine Dreiviertelstunde ist um. Schon behaupteten Propheten, daß wir den Weg nach Gransee zu Fuß bewältigen würden, da erschien, nachdem wir eine Stunde getippelt waren, unser so heißersehnter Chevriolet. Mit großem Siegesgeheul wurde er erstürmt und weiter ging die Fahrt.

So ein Lastwagen voll Berliner Hitlerjungen war an und für sich ein seltsam Ding. Von einer einheitlichen Uniform konnte man wahrhaftig nicht reden. Die einen von uns trugen schwarze Hemden, die andern steckten in Trainingsjacken, wieder andere trugen ihre KJJ.- oder SAJ-Kluft auf. Einheitlich war an allen nur die blaue Schirmmütze mit dem SA.-Riemen und dem runden HJ.-Abzeichen, dann Koppel und Schulterriemen und bei einem großen Teil der unvermeidliche Knösel, der bei einigen stark altersschwach war und durch Leukoplast zusammengehalten wurde. — So langsam sank die Dunkelheit über die märkische Landschaft. Hier und da glühten auf dem Lastwagen die ersten Tabakspiepen. In einer Ecke spielten Tute, unser Stabstrompeter, und zwei andere bei Taschenlampenschein Skat und hofften, daß sie von Wildau nicht dabei erwischt würden. Das war verdammt peinlich, denn der liebte „solche Scherze" mit „Geländespielen" zu bestrafen. Bei diesem Spiel hatten sie jedoch Glück, denn der Fähnleinführer saß diesmal neben dem Fahrer und konnte so nicht überwachen, was seine Sorgenkinder oben anstellten. — Tief in der Nacht erreichten wir den Ort unseres Nachtquartiers — Meseberg. In der Scheune eines Nazibauern fanden wir herrliche Unterkunft und pennten, wie müde Leute es eben gewohnt sind. Als die erste Morgensonne über Meseberg schien, erwachte Tute mit anerkennenswerter Pünktlichkeit und holte uns dann mit seinem Geblase, das ein Militärsignal sein sollte, aus den Federn, oder besser gesagt aus dem Stroh. Wir waren schon beim umfangreichen Frühstück, als auf einmal das Scheunentor mit lautem Knall aufsprang und der Gruppenführer Helmut mit großem Gepolter in unsere Mitte kugelte. Er hatte oben auf den Brettern der Scheune geschlafen und war nun morgens beim Rekeln „aus den Pantinen" gerollt. Trotz einiger Schrammen und Beulen beteiligte er sich jedoch erfolgreich am Brotverzehren.

Dann ging die Autofahrt weiter nach Gransee, wo wir gegen Abend eintrafen. Wieder schlugen wir unser Lager in einer Scheune auf. Großzügig erteilte der Fähnleinführer für zwei Stunden Ausgang, und je drei Mann rollten zusammen ab, „das Gelände zu besichtigen". Ein großer Teil blieb jedoch im Lager und machte „in Ruhe".

Nach kaum einer halben Stunde erschienen jedoch fast alle Urlauber und teilten mit, daß im Dorf starke Gruppen Kommune wären, die Zuzug von auswärts erhielten. Harry aus Friedrichsfelde machte darauf den von allen gebilligten Vorschlag, den frisch eintreffenden Gruppen der KJJ. einen freundlichen Empfang zu bereiten. Also hielten wir uns marschbereit. Nur ein paar gingen voraus, um festzustellen, aus welcher Ecke die neuen „Klassengenossen" zu erwarten waren. Bald trafen sie wieder ein, und einer erzählte: „Wir haben die Brüder gerade kurz vor der Stadt erwischt und ihr Gespräch belauscht. Dabei haben wir gehört, daß der Besuch nicht Gransee gilt, sondern uns. In etwa zehn Minuten müssen sie hier vorbeikommen."

Das war eine herrliche Freude bei uns. Besser konnte die Angelegenheit gar nicht klappen. Vorsichtig zogen wir also in Gruppen von drei oder vier Mann los, um den Besuch zu empfangen. Am Eingang des Ortes sahen wir sie in aufgelöster Ordnung, ihrer Art gemäß, angerollt kommen.

Unsere erste Gruppe, Harry Wartmann, Seppel, Graßmann und noch einer, gingen ihnen mit den Händen in der Hosentasche entgegen. Der Kliquenbulle der neuen Kommunegruppe ging auf sie hinzu, lachte und fragte dann: „Rot Front!, Jenosse — Wo seid ihr denn her? — Wo sind denn die Nazis? — Wir kommen aus Zehdenick?"

Die Antwort von seiten unserer ersten Gruppe war klar und eindringlich: „Heil Hitler!, Jenosse — du wirst lachen — wir sind Nazis und aus Berlin."

Einige Kinnhaken, wahllos unter die erstaunten KJJ.-Leute verteilt, sorgten dafür, daß die „Jenossen" mit lautem Hilfe- und Rotfrontgeheul von dannen türmten.

Wir aber marschierten mit einem herausfordernden Lied in unser Quartier zurück und schliefen mit dem Bewußtsein ein, wieder einmal etwas Nettes erlebt zu haben.

Am anderen Morgen „blus" Tute nicht sein Signal, sondern weckte uns durch lautes Lachen. Als wir ihm verschlafen, aber bald ernüchtert eine Tracht Prügel anboten, wenn er uns nicht umgehend den Grund seiner Heiterkeit mitteilte, würgte er unter brüllendem Gelächter hervor: „Kinder, det müßt ihr sehen. Draußen vor unserm Haus steht 'n Landschandarm in weißen Sonntagshosen und paßt auf uns uff. Wahrscheinlich fühlt sich die Kommune von uns bedroht." — Mann für Mann lugten wir vorsichtig durch einen schmalen Spalt der Scheunentür, und jeder von uns kehrte mit vergnügtem Lächeln zurück.

Wir nahmen also diesmal unser Frühstück sowie Mittag in der Scheune ein. Wer in den Ort ging, verließ auf dem Umweg über den Nachbarhof das überwachte Gehöft. Der Gendarm aber wachte mit amtswichtiger, leicht erbitterter Miene. Wozu hatte er eigentlich die weißen Hosen angezogen?

An Nachmittag, kurz nach dem Essen, war auf unserem Gehöft nur noch der Chevriolet mit seinem Fahrer. Fähnlein 17 aber stand draußen vor dem Ort angetreten und erwartete sein Auto. Der Fahrer erzählte uns, als er ankam, sein Erlebnis mit dem Polizisten. Als er seinen Wagen aus dem Hof fahren wollte, hatte der ihn angekriegt, wohin er jetzt fahre. Tanken, hatte unser Fahrer geantwortet. Und wo seien die Nazis, die er gefahren habe? „O, die schliefen alle noch." Darauf konnte der Chevriolet passieren. Unser Wagen rollte dann ab nach Rheinsberg. Wir lachten froh ins Fäustchen und stellten uns das Gesicht des Angeführten vor, wenn er das Nest leer fand und feststellen würde, daß die Vögel ausgeflogen waren.

Er muß es jedoch bald festgestellt haben, denn kaum fuhren wir in Rheinsberg ein, da hatten wir auch schon einen Flitzer hinter uns, den wir trotz aller Mühe und aller Kniffe nicht abhängen konnten. Unser Spaziergang durch den Park und zum Schloß Rheinsberg wurde auf Schritt und Tritt überwacht, und wir mußten uns eingestehen, daß der Granseer Gendarm doch nicht ganz so dumm gewesen war, wie wir übermütigerweise erwartet hatten.

Auf unser Heimfahrt nach Berlin aber lachten wir über unser Erlebnis und denken auch heute noch mit frohem Schmunzeln daran zurück. (Schluß folgt.)

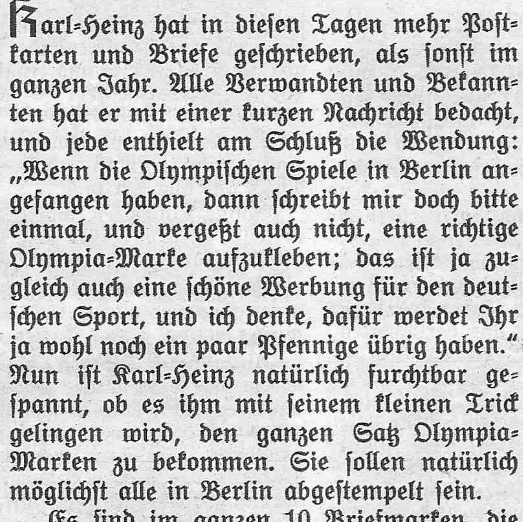




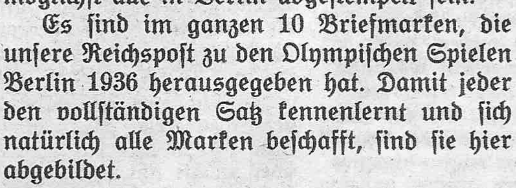


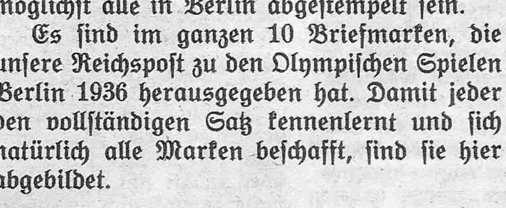


Olympia auf der Briefmarke



Karl-Heinz hat in diesen Tagen mehr Postkarten und Briefe geschrieben, als sonst im ganzen Jahr. Alle Verwandten und Bekannten hat er mit einer kurzen Nachricht bedacht, und jede enthielt am Schluß die Wendung: „Wenn die Olympischen Spiele in Berlin angefangen haben, dann schreibt mir doch bitte einmal, und vergeßt auch nicht, eine richtige Olympia-Marke aufzukleben; das ist ja zugleich auch eine schöne Werbung für den deutschen Sport, und ich denke, dafür werdet Ihr ja wohl noch ein paar Pfennige übrig haben.“ Nun ist Karl-Heinz natürlich furchtbar gespannt, ob es ihm mit seinem kleinen Trick gelingen wird, den ganzen Satz Olympia-Marken zu bekommen. Sie sollen natürlich möglichst alle in Berlin abgestempelt sein.





Es sind im ganzen 10 Briefmarken, die unsere Reichspost zu den Olympischen Spielen Berlin 1936 herausgegeben hat. Damit jeder den vollständigen Satz kennenlernt und sich natürlich alle Marken beschafft, sind sie hier abgebildet.







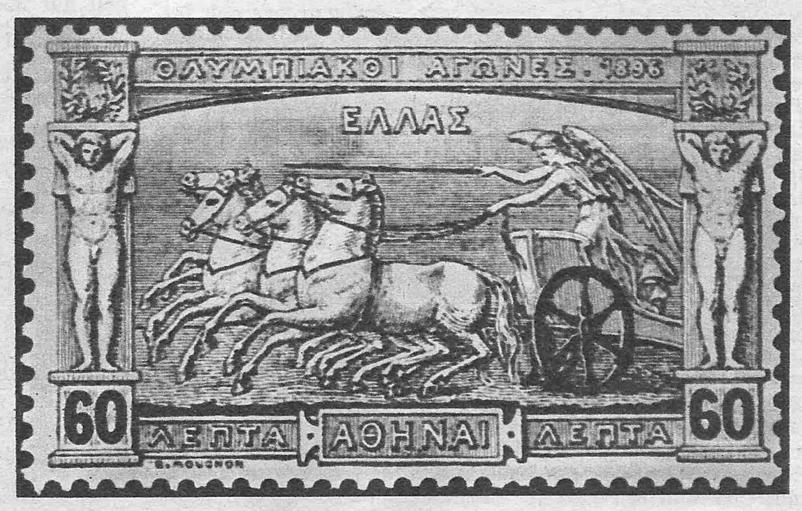






Aufnahmen: Dr. Gewande

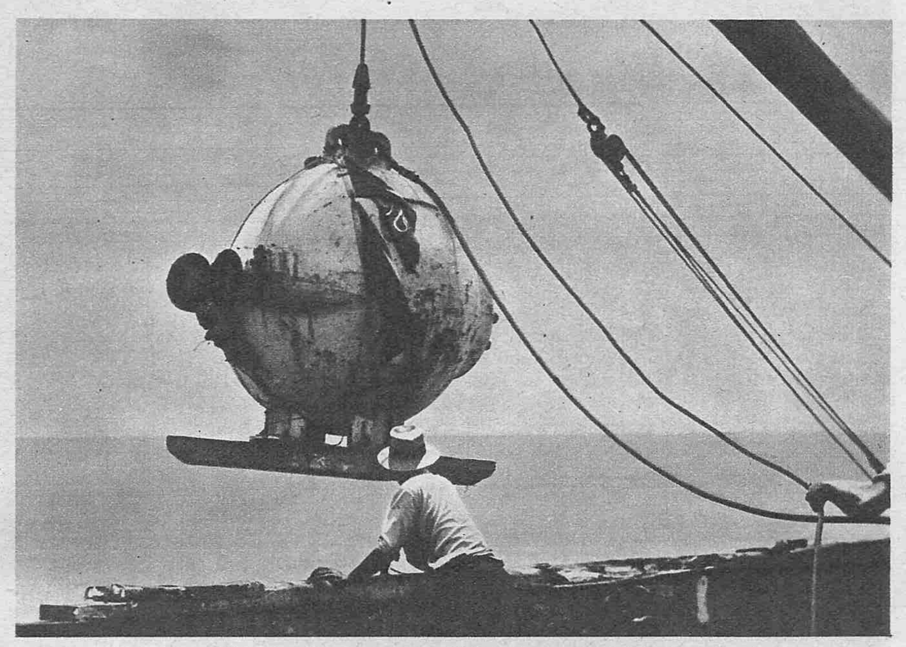




Diese Marke gab Griechenland zu den I. Olympischen Spielen 1896 in Athen heraus

Wunder der Tiefe

William Beebe, der Sven Hedin der Tiefsee, hat in einem Buch von seinen Erlebnissen 923 m unter dem Meeresspiegel berichtet. Dieses Buch enthält 123 Abbildungen, 8 farbige Tafeln und 1 Karte. Es erschien im Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig. Text und Bilder entnehmen wir diesem Buch.



Die weißgestrichene Tiefseekugel ist klar zur Tauchfahrt. In der Tiefe lastet auf ihr ein Druck von zwei Zentnern pro Quadratzentimeter. Auf der Glasscheibe ein solcher von 14 Tonnen Wasser

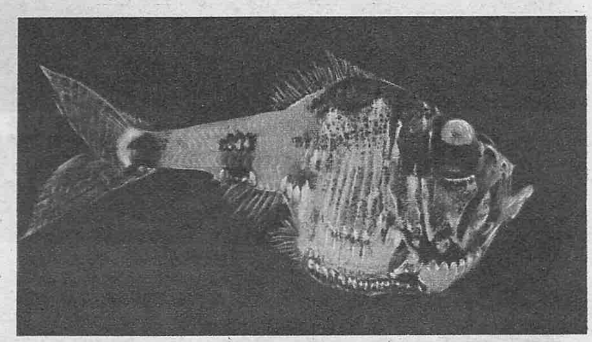
Der amerikanische Forscher William Beebe ist der erste Mensch, der lebend beinahe tausend Meter in den Ozean hinabstieg. Zu seinen Tauchversuchen benutzte er eine Kugel, wie sie auf dieser Seite abgebildet ist. Er erreichte damit eine Tiefe von 923 Metern unter dem Meeresspiegel. Die Kugel ist gegossen; das gegossene Stück hat innen einen Durchmesser von 1,37 Metern und ein Gewicht von über 45 Zentnern. Die Wände sind drei bis vier Zentimeter dick und bestehen aus Siemens-Martin-Stahl. Die Tür, die 363 Pfund wiegt, wurde mit zehn Schrauben festgeschraubt. Die Kugel hatte zwei kleine Fenster mit Quarzglas, das beinahe acht Zentimeter dick war.

In der ungeheuren Tiefe, die Beebe mit seiner Tauchkugel erreichte, ist es vollkommen dunkel; man sieht nichts, alles ist stockrabenschwarz. In dieser Nacht leben zahlreiche merkwürdig aussehende Fische und anderes Tiefseegetier. Durch die Fenster der Kugel beobachteten Beebe und sein Begleiter die Wunder der Tiefsee. Fische gleiten vorüber, deren ganzer Körper wie Silber leuchtet, andere Tiefseefische wieder besitzen besondere Leuchteinrichtungen, die wir mit Laternen vergleichen können. Eine ganz merkwürdige Erscheinung stellte dann der Forscher fest: es gibt da unten Fische, die vermögen, wenn man sie erschreckt oder wenn sie angegriffen werden, Feuergarben aus ihrem Körper herauszuschleudern; damit blenden sie bei drohender Gefahr ihre Feinde. Auch Seeungeheuer von phantastischen Formen gibt es da unten in der Tiefe, und tausend Sonderbarkeiten und Wunder, von denen wir uns kaum eine Vorstellung machen können. Über die Beobachtung von leuchtenden Fischen während des Tauchens erzählt John Tee-Van; der mit Beebe in die Tiefe tauchte:

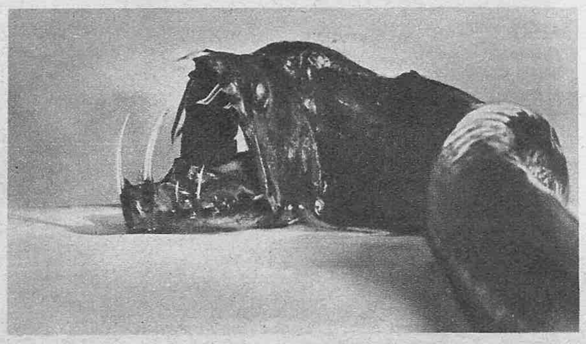
Irgendwo in der Tiefe schauten wir durch die Fenster unter uns, als ein Lichtblitz unser Auge traf; seine Helle wurde durch die Schwärze noch verstärkt. Er kam unerwartet, und einen Augenblick war ich sprachlos — (ein häufiges Vorkommnis in der Tiefseekugel). Von dieser Tiefe an sahen wir unausgesetzt Lichter, manchmal einzeln und ständig leuchtend oder auf- und ausblitzend, und dann wieder in Gruppen, die sich entlangbewegten, ohne den gegenseitigen Abstand zu verändern, ein Zeichen, daß sie zu einem einzigen Fisch oder anderem Tier gehörten. Ein andermal wiederum glitten die Lichter unabhängig voneinander vorüber, waren also solche von verschiedenen Fischen. Gewisse dieser Lichter heben sich aus den Hunderten, die ich sah, heraus. So zeigte sich ein einzelnes sehr helles zuerst auf der gegenüberliegenden Seite des Scheinwerferstreifens. Als es durch die untere Kante des Strahles glitt, sah ich ganz deutlich, daß es das leuchtende Licht war, das ein Angler oder Meerteufel auf dem Fühler trug.

Als der Fisch wieder aus dem Lichtkegel hinaustrat, glühte der Fühler noch immer auf, der den anderen Bewohnern der Wasserwüsten sein Dasein kündete.

Zwei gespenstische grüne Lichter, denen ein undeutlicher, farbloser, keilförmiger Leib und ein sich nach der Spitze zu stark verjüngender Schwanz folgte, tauchten nahe dem rechten Fenster auf, durch das ich schaute, und glitten zu des Direktors Fenster hinüber. Als das Licht meinem Fenster entschwand, hörte ich es ihn beschreiben als „zwei Wangenlichter auf einem etwa 15 Zentimeter langen Fisch, der an einen Großschwanz erinnert", und diese Beschreibung gab treffend wieder, was vor meiner Quarzlinse vorbeigezogen war. — Die Größe der Lichter war ziemlich gering, und zwar sah man dann und wann leuchtende Flecke oder eine Aufeinanderfolge von Perlen. Indessen erschien auch hier und da in der Schwärze ein größeres Licht. Ein solches steht mir ganz besonders deutlich in Erinnerung; langsam blinkte es dreimal auf, ehe es verschwand, jedesmal etwa halb so groß wie ein Zweipfennigstück.



Silberne Beilfische wurden in der Tiefe beobachtet. Sie haben leuchtende Körperstellen und sind wie mit Rauchsilber bedeckt



Der säbelzähnige Viperfisch gehört zu den fleischfressenden Tieren der Tiefe. Er frißt Fische, die fast so groß sind wie er

Die verzauberte Filmwerkstatt

Filmarchitekten sind wirklich Zauberer: fast im Handumdrehen lassen sie in den Filmwerkstätten und auf freien Plätzen in der Nähe der Werkstätten ganze Stadtteile aus fremden Gegenden erstehen. Kommt man ein paar Wochen später an dieselbe Stelle, so steht schon wieder etwas ganz anderes da. Was da gebaut wird, das sieht ganz echt aus. Wie sorgfältig gearbeitet werden muß, zeigt ein kleines Beispiel: Vor kurzem kam ein hoher chinesischer Regierungsbeamter, ein Mandarin, in die deutsche Filmstadt Neubabelsberg bei Berlin. Man zeigte ihm die vielen interessanten Dinge, die es da zu sehen gibt, und man führte ihn auch vor die chinesischen Bauten, die aus dem Film „Flüchtlinge" noch auf dem Gelände von Neubabelsberg stehen. Er fand alles schön und gut — aber, als er die Inschriften an den Hütten und Mauern las, da war er doch sehr verwundert. Die Schriftzeichen, die Worte und Sätze waren richtig chinesisch. Die Aufschriften an den Gebäuden, die Plakate, alles stimmte ganz genau.

Selbst diese kleinen, unscheinbaren Dinge sind bei einem Film sehr wichtig. Der fertige Film kommt ja in alle Weltteile. Was würden da die Chinesen sagen, wenn diese Schriften ein Unsinn wären?

Ehe ein Film gedreht werden kann, muß der Filmarchitekt schon viel Vorarbeit leisten. Ob nun ein Haus nachgebaut werden soll — das irgendwo auf der Welt steht, oder ob eine längst versunkene Stadt wieder erstehen soll, der Filmarchitekt muß die Aufgabe lösen. Er muß dicke Bücher über das Land und die Leute lesen und alte Baupläne studieren, ehe er sich an die Arbeit machen kann.



Diese beschauliche „Wiener Straße" aus dem alten Wien steht gar nicht in Wien; sie wurde für den Film „Walzerkrieg" auf dem Gelände der Ufawerkstätten in Neubabelsberg unter freiem Himmel aufgebaut



Teil einer Straße, die für den in China spielenden Film „Flüchtlinge" in Neubabelsberg aufgebaut wurde

In einem Film wird zum Beispiel die Stadt Theben, die von den alten Griechen erbaut worden und längst verfallen ist, wieder auferstehen.

Bei einem Besuch im Arbeitszimmer des Architekten sieht man nun auf den Tischen wissenschaftliche Werke liegen, die über die Ausgrabungen berichten, auch Abbildungen von Ruinen. An den Wänden hängen Entwürfe und Zeichnungen. An einem anderen Tisch war ein Architekt gerade dabei, ein Modell aus Ton zu kneten. Der Berg, auf dem die Stadt mit ihren sieben Toren steht, nahm schon deutliche Formen an. Dann war da ein kleines Modell aus Pappe, bei dem die Schauplätze der Handlung schon in allen Einzelheiten zu sehen waren. Diese Modelle müssen nicht nur in allem stimmen, der Architekt muß auch darauf sehen, daß der Kameramann bei der Verfilmung der Handlung schöne Bilder aufnehmen kann. Die ersten Entwürfe müssen immer wieder umgearbeitet werden, bis der Regisseur, der Kameramann und der Architekt alles berücksichtigt haben. Dann erst werden die Bauten angefertigt und für die Aufnahme aufgestellt.

Wenn es möglich ist, nimmt man natürlich die Geschehnisse des Films dort auf, wo der Film in Wirklichkeit spielt. Aber oft ist das zu teuer. Eine Filmreise nach China zum Beispiel ist keine Kleinigkeit und kostet eine Stange Geld. Was soll man aber im Winter machen, wenn die Sonne für Aufnahmen im Freien zu schwach ist und man einen Film in Venedig drehen will? Dann schickt man einfach nur ein paar Architekten nach Venedig. Sie suchen die Gebäude aus, die man für die Handlung braucht, sie photographieren und machen Zeichnungen — und dann baut man einfach halb Venedig in der Tonfilm-Werkstatt auf. In einer Halle, die so groß ist wie die größte Ausstellungshalle, wurde in Neubabelsberg vor kurzem nachstehender Schauplatz für einen Film aufgebaut: die Dogenpaläste in Venedig, die Kirchen und Patrizierhäuser, der Canale grande mit den vielen Brücken darüber. Als alles fertig war, wurde einfach die ganze Halle unter Wasser gesetzt; geteerte Leinwand sorgte dafür, daß das Wasser keinen Schaden anrichtete. Auf dem Wasser schwammen die großen Gondeln, die nach den venezianischen Vorbildern gebaut worden waren. Man hatte beim Bau nicht übersehen, daß die Gondel hinten, wo der Gondoliere steht, ein wenig krumm gebaut sein muß, damit das Boot bei dem einseitigen Rudern immer geradeaus fährt. Für die Filmaufnahmen wurden Gondelschiffer aus Venedig geholt, damit die im Aufnahmeraum errichteten Bauten nicht durch einen ungeschickten Gondelführer zerstört wurden.

Zu gleicher Zeit war in einer anderen Halle ein ungarischer Gutshof aufgebaut. Eine mächtige Linde wuchs aus dem Sandboden des Hofes, Bauernwagen standen da, Zigeuner und Bauern saßen in ihren bunten Kleidern auf Bänken und Tischen und warteten auf das Zeichen zur Filmaufnahme. Von irgendwoher hörte man das Gackern eingesperrter Hühner — auch sie warteten auf den Anfang der Aufnahme. In einem Gebäude war zu ebener Erde ein großer

Aufnahmen: Afa



In dem riesigen Aufnahmeraum der Ufa in Neubabelsberg hat der Filmarchitekt dieses getreue Abbild eines Kanals in Venedig mit seinen alten Brücken und Palästen aufgebaut

Saal mit einem wundervollen, riesigen Holzleuchter, der so schön war, daß er in jedem Volkskunde-Museum eine Zierde gewesen wäre. In einem anderen Gebäudeteil war eine große Bauernküche eingerichtet. Zinn- und Kupfergeschirre hingen an den Wänden, auf dem großen, gemauerten Herd standen unter dem rauchgeschwärzten Kamin die Bratspieße, um den Backofen stand einladend eine Bank. Alles so echt, daß hier gebraten und gebacken werden konnte. Beleuchtet wurde die Küche durch Kerzen, die auf schmiedeeisernen Haltern steckten. Über der Küche, im ersten Stock, lagen die Wohnräume dieses Gutshofes. Eine breite Treppe führte aus dem Speisesaal hinauf. Man drehte gerade eine Szene. Mehr als 50 Personen standen oben auf dem Gang: Hauptdarsteller, Regisseure, Kameraleute, Beleuchter mit den großen Scheinwerfern, viele Bauersleute, Zigeuner usw.

Dieses Gutshaus im Atelier war also nicht von „Pappe". Es mußte so fest gebaut sein, daß sich die vielen Menschen ohne Lebensgefahr in den Räumen, auf den Treppen usw. frei bewegen konnten. Der Filmarchitekt muß diese Belastungen im voraus genau berechnen, damit keine Unfälle vorkommen.

Sind die Filmaufnahmen beendet, so sind die Bauten zwecklos geworden. Sie werden abgerissen und machen dann anderen Bauten Platz. Nur die Häuser, Hütten und Paläste auf dem Freigelände haben, wenn sie nicht verfallen, immer noch Aussicht, gelegentlich wieder einmal verwendet zu werden. Sie werden dann nach den Entwürfen des Filmarchitekten umgebaut, neu angestrichen und mit neuen Aufschriften versehen. Kein Filmbesucher wird dann merken, daß er dasselbe Haus schon einmal in einem anderen Film gesehen hat.

Wilddieb im Gamsrevier

Eine Erzählung von Franz Graf Zedtwitz

Der Jäger steigt zu Berge. Es steigt sich gut und leicht in der Nacht, so lange die Sterne funkeln. Der Wildbach rauscht durch die Buchen und Fichten; kühl dampft es zwischen den Pestwurzblättern herauf. Ab und zu streift ein Windhauch den Talriß hinunter, der voll Schneeatem und Almduft ist.

Der Mann in den Krachledernen und der Lodenjoppe setzt seine Tritte so lautlos wie ein Luchs auf die feuchten Bodenstellen zwischen den mattschimmernden Steinbrocken. Ab und zu tastet seine Hand nach der Sicherung des Stutzens. Wer weiß, ob er ihn nicht braucht?!

Der Teufel ist los im Berg! Wer das Wild kennt, wie es der Jägersepp kennt, der weiß Bescheid. Da und dort liegt ein schweißiger Aufbruch (Eingeweide) im Revier, um den die Fliegen brummen. Das kleine Rudel, das früher stets im Bannwald über der Alm stand, ist zersprengt. Gestern sah er eine Geiß, die an beiden Läufen lahmte, als habe sie sich die Gelenke versprungen. Stimmt, was er vermutet, dann gnade Gott dem Wilddieb, wenn er ihn faßt! Ein Gams kennt jeden Tritt im Berg, der rutscht nicht so aus, daß er sich die Sehnen zerrt. Die Stellen, auf denen er ausgleiten kann, hat einer auf dem Gewissen, den er nicht kennt, trotzdem er ihn einmal von ferne im Hang sah. Das Gesicht hatte er mit Ruß beschmiert, und ein roter Flechtenbart war ums Kinn geklebt. Aber fasse einmal einer den Wilderer, der heute da und morgen dort sein Unwesen treibt!

Gespannt, wütend und fast verzagt steigt der Jäger weiter. Nacht um Nacht ist er unterwegs, Tag um Tag lauert er da oben zwischen den Latschengelegen (strauchartige Kiefer), aber es ist so, als schütze die Hölle den Lumpen, der das Revier verödet.

Der Wald wird schütter und tut sich auf. Rotgelb wie eine Kupferscheibe geht der Mond schlafen. Sein grünes Licht leuchtet auf dem Schnee, der da oben, hoch oben in den schattigen Grabenschluchten liegt, trotzdem es Hochsommer ist.

Der Jäger drückt sich in den Mondschatten des Grabens hinein. Dort klimmt er ruhig empor. Schwarz heben sich die geduckten Büsche der Latschen vom Himmel ab, abweisend starrt der schlafende Fels. Höher, immer höher geht es hinauf, bis auch die Latschen zurückbleiben und das Gras jung und seidig zwischen Felstrümmern und Schneeflocken steht. Da drüben führt der Hauptwechsel durch die fast senkrecht ansteigende Wand, den kennt hier jeder. Es ist ein schmaler Pfad, der sich kühn unter wilden Überhängen und über steilen Abstürzen hindurchwindet. Wohl hundert Meter tief bricht der Stein lotrecht nieder bis zum Schuttstrom der Mur, zu der die Wand zerbröckelte.

Wenn der Lump kommt, so besucht er gewiß auch einmal diesen Fleck. Der Sepp hat sich seinen Lugaus gut gewählt. Zwischen den Felstrümmern will er liegen. Steigt der Geschwärzte durch den Graben herauf, so läuft er ihm geradenwegs in die Arme; paßt er da drüben, hinter der Wand, so liegt er im Feuerbereich des Jägers. Dort dehnt sich eine Matte, auf der der dicke blaue Enzian steht, der im Mai unten im Tale blüht. Dort äsen Tag um Tag Gemsen, dorthin muß der Wilddieb einmal kommen. Und wenn er kommt —!

Der Sepp schleicht über die freie Fläche und verschwindet wie der Bergschrat hinter den Steintrümmern. Er wickelt sich in seinen Mantel, legt die Büchse schußfertig vor sich hin und richtet das Glas, das er vielleicht brauchen wird. Es sind noch zwei Stunden, bis der Tag kommt; — er hat Zeit.

Es ist totenstill. Manchmal springt ein Stein aus dem Gefüge der Wand, hüpft durch die Felsen und schlägt dumpf in die Schuttrunse hinein. Dann ist wiederum nichts zu hören, als das sanfte Atmen des Nachtwindes im tauigen Gras.

Als der Osten sich rötet, greift der Jäger nach dem Feldstecher. Er späht hinüber nach dem Grasfleck, und dann nickt er. Kaum sichtbar stehen zwei Gemsen vor den grauen Steinen. Es ist eine Geiß mit ihrem Kitz. Dann sucht er weiter. Plötzlich hält er mit der Bewegung inne. Warum glänzt der Wechsel (Gamspfad) dort so sonderbar? Was liegt da?

Er starrt und starrt, bis er begriffen hat. Dann nickt er grimmig. Auf dem Wechsel liegen lange, glatte Streifen. Das reimt sich zu dem Gams mit den versprungenen Läufen. Diese Bestie von Wilddieb hat Rindenstreifen heraufgeschleppt und hat sie mit der glatten Seite nach oben auf den schmalen Gamspfad gelegt. Was nun geschehen wird, das kennt der Jäger. Der Wilderer wird die Gams dort drüben beunruhigen und wird sie zwingen, den Wechsel durch die Wand anzunehmen. Und wenn sie erst auf dem Wechsel sind, wird er sie hetzen, bis sie auf die Rinde treten. Ein Gamshuf ist ein wunderbares Gebilde, seine gummizähe Sohle haftet auf der kleinsten Rauhigkeit, und die scharfen Ränder der Hufe verhindern jedes Ausgleiten auch am spitzesten Stein. Aber wenn der Gams die Hufhälften auch verstellt und die Afterklauen noch so sehr gegen die mörderische Rinde drückt: Hier gleitet er aus. Wer aber in der Wand ausgleitet, der stürzt unfehlbar ab. Dieser Aasgeier in Menschengestalt sucht dann unten zusammen, was ihm seine teuflische Erfindung bescherte.

„Hund, wenn ich dich derwisch", knurrt der Sepp. Er wird sitzen und warten, und wenn es bis morgen dauert. Doch das ist nicht wahrscheinlich, denn nur frische Rinde ist glatt. Wahrscheinlich kommt der Geschwärzte schon heute.

Da drüben auf dem Wiesenfleck zieht ein Gams nach dem anderen aus. Durch das Glas kann sie der Sepp ganz genau erkennen, denn das Licht überflutet nun die Berge. Drei alte Geißen sind es, eine von ihnen führt kein Kitz, dafür hat die andere gleich zwei. Dann stehen noch zwei junge Geißen dabei, die sich an die Mütter halten. Die stammen vom vergangenen Jahr. Endlich ist da noch ein dreijähriges Böckl im Rudel, ein Kindskopf, der sich zu den Weibern hält. Die alten Herren stehen einsam da unten in den Talwäldern, über denen der Nebel raucht. Nur das grüne Gemüse bleibt so lange bei den Alten, bis es endlich erwachsen wird und sich seinen Weg selbst suchen kann.

Der Sepp weiß ganz genau, daß er, wenn es nötig ist, alle diese Gams opfern muß. Er darf sie nicht verscheuchen, denn dann kommt der Wilderer nicht. Der sitzt vielleicht schon da unten in den Latschen und lugt herauf, ob die Luft rein ist. Er muß ihn aufsteigen und seinen teuflischen Plan durchführen lassen, wenn das alte Jägerherz auch blutet. Erst wenn er sich über seine Opfer beugt, kann er ihn packen.

Da ist er! Der Sepp hat ihn im Glas. Winzig klein, ein grauer Strich, kriecht er da unten durch die Latschen. Zwei Stunden braucht er, bis er hier oben ist. „Grad a gutes Schußlicht werd ich haben", zischelt der Sepp. Er macht sich ganz klein, trotzdem ihn der andere gewiß nicht sehen kann. Einen Stein schiebt er quer über zwei andere, und unter ihm, durch die Spalte, lugt er durch. Bald verschwindet der Mann in den Latschen, bald taucht er wieder auf. Ab und zu sieht er durch ein langes Fernrohr. Er überzeugt sich, daß auch wirklich Gams da stehen, wo er sie braucht. Dann schiebt sich ein Felsturm zwischen ihn, die Gams und den Sepp.

Mit gekrauster Stirn sieht der Sepp hinüber. Bald wird der Wilddieb dort oben auftauchen. Der wird die Gams aufscheuchen, sie „roglig" machen. Wenn man aber die Gams von dort oben her roglig macht, dann gehen sie über den Wechsel durch die Wand. Das sind sie so gewohnt, darauf kann man warten, wie auf das Amen in der Kirche.

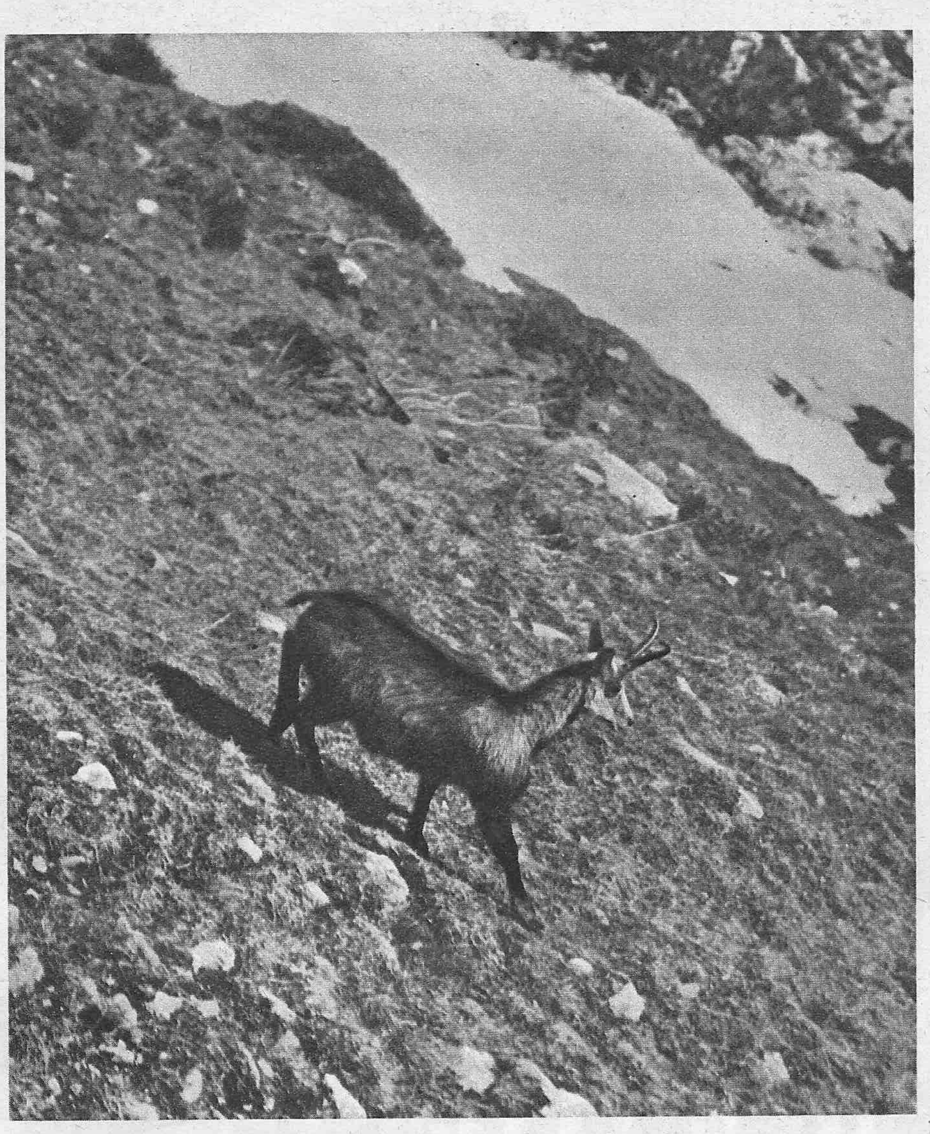
„Noch ane Stund", denkt der Sepp, da reißt es ihn hoch . . . Drüben pfeift es zischend, die Gams prellen durcheinander. Sie ballen sich auf einen Klumpen zusammen, und die Kitze schieben sich zwischen die Läufe der Alten. Hinter dem Turm segelt es heraus; zwei Riesenflügel werfen einen jagenden Schatten auf die Wiese; feurige Seher (Augen) funkeln über die Gams hin. Der alte Adler streift so tief an den Gemsen vorbei, daß seine Schwingen sie fast berühren. Dennoch ist es zu spät für ihn. Er kann kein Kitz mehr greifen, und die Alten tun ihm nicht den Gefallen, sich so aufzubauen, daß er sie mit den Flügeln in den Absturz hineinschleudern kann. Ärgerlich nimmt er sich hoch, läßt sich den Aufwind des warmen Hanges unter die Schwingen wehen und segelt ruhevoll davon. Was hier nicht gelang, irgendwo anders wird es gewiß gelingen.

Hinter dem edlen Räuber her zischen die aufgeregten Pfiffe der Gams. Den Geißen aber ist der Platz verleidet worden. Nein, es hat keinen Sinn, sich so offen aufzubauen, solange die Kitzen noch klein sind. Die älteste Geiß setzt sich in Bewegung. Vorhin konnte man das nicht erkennen, aber jetzt sieht man, daß sie die Leitgeiß ist. Sie stellt sich an die Spitze, und langsam zieht das kleine Rudel ab.

Es wählt nicht den Weg durch die Wand, es steigt einfach geradeaus hinunter. Der Sepp sieht es und schüttelt den Kopf. Die Gams retten sich dadurch, aber ob der Wilddieb dann noch so nahe kommen wird, daß er ihn packen kann? Aufstehen und ihm entgegenpürschen kann er nicht mehr, dazu ist die Zeit zu knapp geworden.

„Bleibts doch da", denkt der Sepp, aber das nützt ihm nichts. Unbeirrbar steigen die Gemsen ab. Sie lassen sich viel Zeit, sie stehen hier ein wenig herum, sie verhoffen dort etwas. Ihre fahlgelben Sommerdecken (Fell) heben sich scharf vom Grün und Grau ihrer Umgebung ab. Steine kollern und tanzen in die Tiefe. Die Gams wollen in die Latschenfelder, wo sie vor dem Adler sicher sind, sonst wären sie sicher durch die Wand gewechselt.

„Teufel, Teufel, so a Lumperei, so a blöde, der Adler hätt' auch wirklich a anderes Mal kommen können! Muß der mir die Gams wegjagen!" Immer wieder blinzelt der Jäger nach oben, ob der Wilddieb nicht im Geschröff erscheint. Von dem, was hier vorgefallen ist, weiß der sicher nichts. Er wird erst merken, daß der Platz leer ist, wenn er ihn von oben her einsehen kann.



Die alte Gamsgeiß hat Gefahr gewittert und wird flüchtig — Aufn.: Zedtwitz

Weg sind die Gams, die Latschen haben sie verschluckt. Aber was ist das? Da drüben steht doch wieder einer auf der Wiese? Tatsächlich, eine uralte Geiß, eine, die keine Kitze mehr bekommen kann. Der war die Unruhe im Rudel zu groß, darum ist sie jetzt erst erschienen. Sie ist unruhig, die Alte. Immer wieder verhofft sie hinunter, wo noch immer Steine kollern. Ihre krummen Krucken sind lang und hoch. „A starkes Stück", denkt der Sepp, „um die ist's ka Schad!"

Da zuckt er zusammen. Oben gehen Steine; eine stählerne Stockspitze klirrt im Fels. Die Geiß reißt es hoch auf, sie verhofft, windet, pfeift. Sie hat die Gestalt eräugt, die sich scharf vom blauen Frühhimmel abhebt. Sie springt an, holpert in bockigen Sätzen über die Wiese und steigt in den Wandwechsel ein.

„Ho-ho" schreit der Wilddieb und saust durch die Steine herunter, daß sie nur so stieben. Rasselnd schlürft der Bergstock durchs Geröll, denn er muß am Einstieg zum Wechsel sein, ehe die Geiß zurückprellt. Freiwillig geht solch ein erfahrenes Tier nicht über die Rinde!

Der Sepp hat den Karabiner im Anschlag, aber er bezähmt sich. Wenn er den Lumpen jetzt anruft, so wirft der sich hinter einen Felsen. Er muß ihn sein Werk erst vollenden lassen, vorher hat es keinen Sinn!

Die alte Geiß ist bis zur Rinde gekommen, jetzt stutzt sie, versucht den Grund mit den Vorderläufen und wendet. Unschlüssig steigt sie zurück, wendet abermals, weiß nicht, was sie beginnen soll. Da ist der Wilderer am Wechsel. Er läßt sich Zeit, die Gemse ist ihm sicher. „Ho-ho", schreit er das Tier an, das ihn mit starren Lichtern anäugt, sich herumwirft und verzweifelt auf die schlüpfrigen Loden hinausprescht. Sie rutscht, fliegt mit den Hinterläufen über die Wand hinaus, will sich halten und poltert dumpf ins Kar hinein. Da unten rieselt es, dann ist es totenstill.

Steinern sieht der Sepp über Korn und Kimme, wie der andere sich über den Absturz hinausbeugt und hinunterspäht. Er kann das Grinsen im Gesicht seines Erbfeindes mit freiem Auge erkennen. Wird er jetzt absteigen? Nein, er tritt an die Falle heran und prüft die Rinden. Der Kerl besitzt die Frechheit, noch einmal wiederkommen zu wollen.

Da kann der Jäger nicht mehr an sich halten. Wie er den Mann gebückt auf den Loden turnen sieht, visiert er ihn scharf an. „Steh, Lump!" schreit er.

Der da drüben macht eine Bewegung, als wollte er nach der Büchse langen, die ihm über den Rücken hängt. Dabei tritt er falsch. Seine hochgerissenen Arme greifen in die Luft, langsam neigt sich der Körper über die Wand hinaus und stürzt polternd in den Absturz hinein. Wieder rieseln Steine, wieder legt sich die große Stille lähmend über den Berg. Mit schußfertigem Karabiner steigt der Sepp steif aus seinem Versteck heraus. Er weiß, daß da nichts mehr zu retten ist, aber er beugt sich doch über die schattige Tiefe und schlägt ein Kreuz: „Is mir eh lieber, du hast dich derfallen, als wenn ich hätt' schießen müssen." Er richtet sich auf. „Ob sie dich a paar Minuten früher oder später holen, is eh egal", brummt er dann und macht sich bedächtig daran, die Rinden vom Wechsel zu lösen. Die Gams werden nicht mehr darauf ausrutschen, werden nicht mehr beunruhigt werden; der Erbfeind ihrer Sippe liegt da unten blutig im Schutt.

Dann steigt der Jäger gleichmütig und bedächtig ab, um Meldung zu erstatten.

Vor dem Roland zu Bremen

Gedanken um die Fahrt

„Fahrt!" — Das ist etwas Reines und Heiliges, etwas Frohes und Ungebundenes. Fahrt! Sie gibt uns Stunden stiller Besinnung und Zurückgezogenheit, sie läßt uns in Kameradschaft mit den andern frohe, lebensfrische Ereignisse aufnehmen. Sie ist uns, ohne daß wir es manchmal wissen, Lehrmeister für spätere Tage. Es ist falsch, Fahrten und Wanderungen als Romantik, Gefühlsduselei und Schwärmerei zu bezeichnen. Das Wesen des Fahrtenerlebnisses liegt ja nicht in den Stunden des Vergessens oder der Selbsttäuschung. — In vergangenen Zeiten mögen Wander- und Fahrtengruppen in Gottes freier Natur das Vergessen gesucht und vielleicht sogar gefunden haben. Was aber hat es ihnen genutzt? Wenige Stunden später standen sie wieder hinter dem Schraubstock und den Maschinen, saßen in Schulzimmern oder dunstigen Büroräumen und rangen um ihr tägliches Dasein. Wie schwer mag da manchmal die Arbeit gefallen sein, wenn man am Tage vorher alles um sich vergessen und sich in Träumereien verloren hatte.

Ein neuer Geist ist seit wenigen Jahren in den Wander- und Fahrtengruppen. Nicht Vergessen und Romantik wird mehr gesucht; vielmehr marschieren heute alle, die jung sind und sich jung fühlen, hinaus, singen ihre Lieder über Wiesen und Felder, durch Dörfer und Städte und suchen Kraft und neuen Glauben zum Kampf für den Alltag. Ein neues Deutschland ist seit Jahren im Aufbruch, und dieses Deutschland ist sich des Wertes seiner Heimat bewußt.

Hart und schwer ist der Kampf um Freiheit und Brot unseres Volkes. Einsatz und immer wieder Einsatz fordert er.

Und wahrlich, es lohnt sich, die ganze Kraft und den ganzen Glauben des Herzens für dieses Volk einzusetzen. Wandert und marschiert mit offenen Augen durch das Land, nehmt die Schönheiten deutscher Landschaften in euch auf, sprecht mit den Menschen deutscher Scholle, und ihr werdet finden, daß euer Einsatz sich lohnt und nötig ist.

Am Kölner Dom



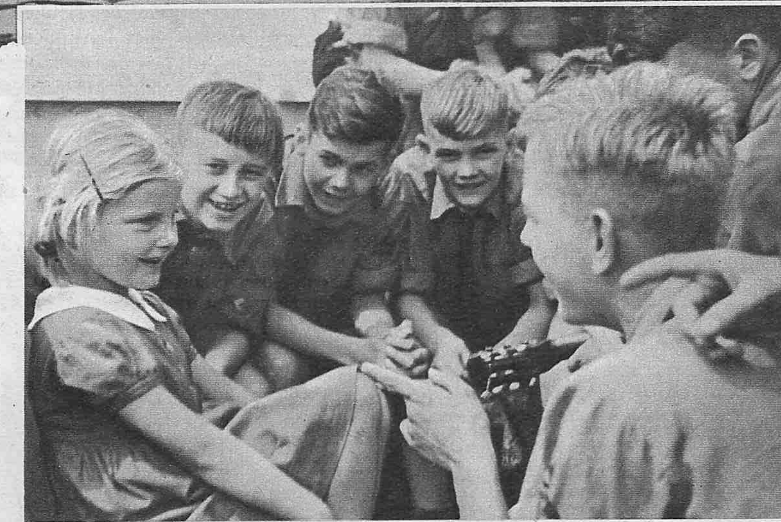


Marsch durch ein niedersächsisches Dorf

Fahrtenerlebnisse sind nicht nur heitere und sorglose Zwischenfälle für eure Wander- und Tagebücher, Fahrtenerlebnisse sind Ereignisse eures deutschen Herzens, sind Erlebnisse deutschen Volksgeistes, deutscher Kultur und neuen Schaffens.

Aus jenen Erlebnissen aber wollen wir schöpfen die Kraft für weiteren Kampf um die Volkwerdung deutscher Menschen.

Wir gehen auf Fahrt, um Deutschland zu erleben.



„Wo kommt ihr denn her . . ?"

Aufnahmen: Dr. Dietz-Bavaria

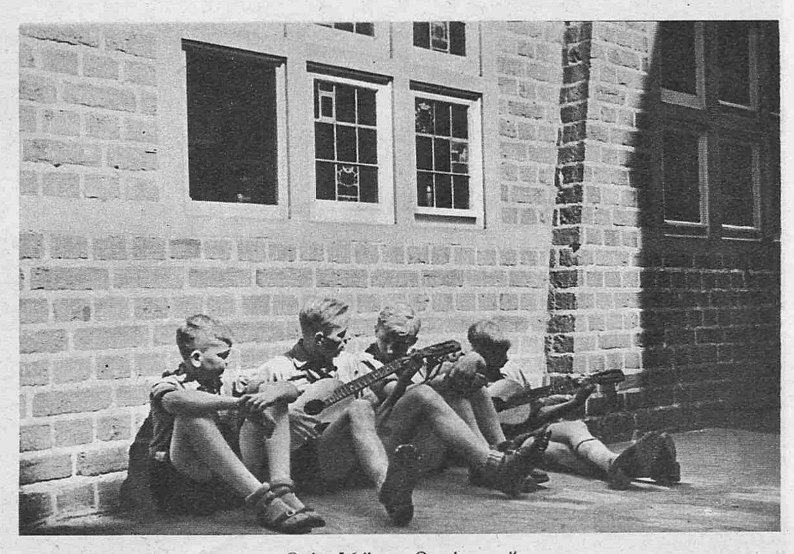
Die Trommel klingt

Die Trommel klingt und singt mit uns
das immer gleiche Lied.
Das Lied, dem keiner mehr von uns
zu keiner Zeit entflieht.
Der harte Takt der Trommel
schlägt mahnend in den Sang,
bezwingt den feigen Zweifel,
der schon in manchen drang.

Die Trommel klingt und singt mit uns
das immer gleiche Lied.
Das Lied, dem keiner mehr von uns
zu keiner Zeit entflieht,
das vor der Feldherrnhalle
kein Salvenschuß gedämpft,
das alle jene hörten,
die todbereit gekämpft.

Die Trommel klingt und singt mit uns
das immer gleiche Lied.
Das Lied, dem keiner mehr von uns
zu keiner Zeit entflieht.
Es ist das Lied, das mahnend
den Takt zum Marsch uns schlägt,
das unsres Führers Worte
in alle Ohren trägt.

Gerhard Dabel.



„Kein schöner Land . . ."

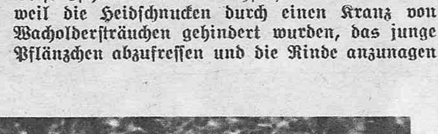
Wie die Lüneburger Heide entstand

Neben dem alten Heideschäfer hockte ich im Heidekraut, fragte nach seinen Schafen und meinte dann recht altklug: „Es ist doch eigentlich recht merkwürdig, daß auf diesen riesigen Heideflächen kein Wald wächst.“

Der Alte sah über mich hinweg, ließ von den beiden Hunden die Herde näher herantreiben; dann fing er an zu erzählen: „Die meisten Leute denken ja, unsere Heide wäre immer so gewesen wie sie heute aussieht; aber das ist gar nicht wahr. Ganz früher, vielleicht vor tausend Jahren, da gab es hier große Wälder, nicht bloß Kiefern und Fichten, sondern wahrscheinlich auch Eichen und Buchen oder auch noch Linden dazu. Zu irgendeiner Zeit haben sie dann einen Teil der Wälder geschlagen. Wo kein Wald ist, da fehlt die Feuchtigkeit, da kann die Sonne den Boden austrocknen, und ich denke mir in meinem Schäferverstand, daß auf diese Weise schließlich unsere Heide geworden ist. Heide wächst ja im Sande; auch Wacholder, Kiefer und Fichte finden ihre kümmerliche Nahrung. Vieh konnte man hier nicht halten, das wäre in der Heide nicht sattgeworden. Nur die Heidschnucken, die fressen so ziemlich alles, was sie vors Maul kriegen. Da haben sich die Heidjer eben auf die Heidschnuckenzucht verlegt.

Die Kiefern und Fichten streuen wohl Jahr für Jahr ihren Samen, und so hätten wohl neue Wälder entstehen können, als aber erst einmal die Heidjer mit ihren Heidschnucken hier anfingen, da war es bald aus mit den neuen Wäldern.

In großen Herden ziehen die Schnucken über die Heide. Wenn an den wenigen Bäumen im Frühjahr die neuen Triebe emporschießen, dann sind auch die Schnucken sofort zur Stelle. Drei, vier,



Diese Esche konnte nur wachsen, weil die Heidschnucken durch einen Kranz von Wacholdersträuchen gehindert wurden, das junge Pflänzchen abzufressen und die Rinde anzunagen

Aufnahmen: Helgar Krieger

auch fünf Tiere stehen um einen Wacholderstrauch, eine junge Kiefer oder Fichte und fressen die jungen Triebe ab. Im Sommer aber, wenn die Nadeln hart werden, dann herrscht auf der Heide ein ewiges Ziehen. Hier und da ist der Same von Laubbäumen in den Heideboden gefallen; kleine Laubbäumchen schießen aus der Erde empor. Gierig fallen die Schnucken darüber her und lassen auch nicht ein Blättchen stehen. Natürlich geht die junge Pflanze ein. Den Heidjer kümmert das nicht, denn er braucht Futter für seine Schafe. So ganz ohne Bäume will natürlich der Heidjer seine Heide auch nicht haben. Vor allem liebt er die Birken, die an den Rändern der wenigen Wege stehen. Wenn die Tiere darüber herfallen wollen, dann jagt er den Hund hinterher. Auch an die Birken und Obstbäume um den Schafstall oder das Gehöft läßt er die Schafe nicht heran.

Sehen Sie, so ist dann die Heidelandschaft geworden, die schon von so vielen Malern gemalt worden ist.

Wo der Heidjer nicht die paar Laubbäume vor dem gefräßigen Maul der Schnucken schützt, da nehmen nur die Nadelbäume den Kampf auf. Sie sind fast alle recht merkwürdig gewachsen, und daran sind auch wieder die Heidschnucken schuld. Sehen Sie sich mal drüben die Kiefern an. Zehn oder zwanzig Jahre lang haben sie einen ewigen Kampf geführt. Zuerst schossen sie kerzengerade in die Höhe, trieben ein paar Zweige nach der Seite und eine dicke, saftige Spitze nach oben. Da kamen die Heidschnucken und bissen zuerst mal die saftige Spitze ab, dann knabberten sie auch an den Zweigen herum, und was an saftigen kleinen Trieben sich zeigte, das war verloren. Jahr um Jahr ging das so. Die ganze Kraft, die das Bäumchen aus der Erde holte, ging in die Zweige mit den harten Nadeln; die wurden dadurch noch kräftiger und härter und legten sich nach der Seite aus. Schließlich waren die Zweige so breit, daß die Schafe nicht mehr an den dicken Trieb in der Mitte herankommen konnten. Der wuchs nun aus dem dichten Busch langsam empor. Genau so ging es mit den Tannen, den Wacholdersträuchen. Fast alle haben sie zuerst eine kugelige Form gehabt, haben sich mit ihren stachligen Nadeln wie ein Igel gegen die Heidschnucken gewehrt. Wenn nun zufälligerweise mehrere Bäume auf einer kleinen Fläche aufwachsen, dann bilden sie gemeinsam einen dichten, breiten Wall, einen buschigen Ring, aus dem nachher dann einzelne Spitzen herauswachsen. Auf diese Weise können sich natürlich winzige Waldflecken bilden. — Manchmal spielt allerdings die Natur den Heidschnucken einen Streich. Da hat der Wind den Samen eines Laubbaumes mitten zwischen einen dicken Busch von Wacholdersträuchen geweht. Langsam klettert das junge Pflänzlein zwischen den Sträuchen in die Höhe, geschützt von dem stachligen Kranz der Wacholdernadeln. Da kann die Heidschnucke nichts ausrichten, sie muß den Baum wachsen lassen. Ist er erst groß und sind seine Zweige weit



Einige Heidschnucken sind über eine junge Eiche hergefallen und beißen Blätter und junge Triebe ab, so daß der Baum kaum hochkommen wird



Blick über die Lüneburger Heide. Die Spitzen der Fichten wurden von den Heidschnucken solange abgebissen, bis sich unten ein breiter Kranz von Ästen gebildet hatte. Im Schutze dieses dichten Walles konnte dann erst die Spitze emporwachsen

genug vom Boden entfernt, so hat er nichts mehr zu fürchten. Selbst wenn die Wacholdersträuche umgehauen werden, kann er sich nun ohne Gefahr weiter entwickeln. So kommt es, daß man häufig auf einer weiten Fläche ein paar einzelne Laubbäume stehen sieht.

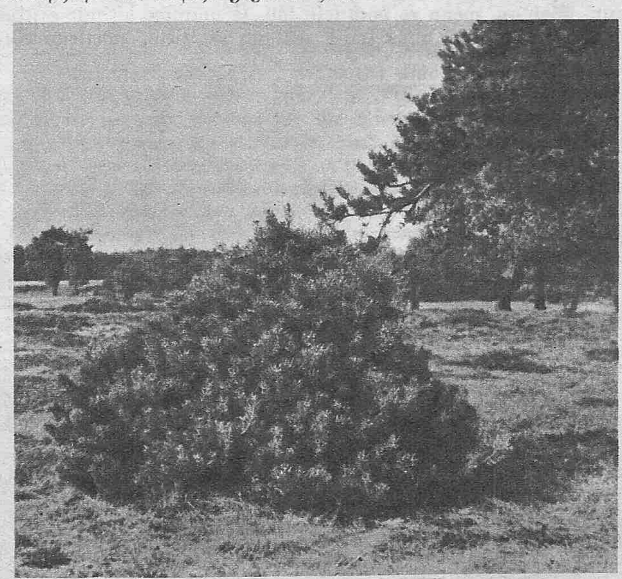
Was die Heidschnucken verschonen, das wird zu einem Teil vom Menschen vernichtet. Der Heidjer braucht Streu für seinen Schafstall, denn die Schafe können ja nicht auf den kahlen Steinen oder gar in ihrem eigenen Dung liegen. So wird denn das Heidekraut mitsamt der Wurzel mit einer breiten Hacke abgeplaggt und in kleinen Haufen zum Trocknen aufgeschichtet. Überall in der Heide sieht man ganze Reihen solcher „Heideplaggen". Der Samen, den die Kiefern und Fichten in den Heideboden verstreuen, der wird natürlich auf diese Weise mit aus der Erde gehoben. So kann sich kein Wald entwickeln.

Nun ist aber die Heide heute nicht mehr das, was sie früher war. Der Mensch ist wieder dabei, ihr Aussehen zu verändern. Mehrere Heidjer haben die Heidschnuckenzucht aufgegeben. Wo aber die Heidschnucken nicht mehr über die Heide gehen, da fängt der Wald an, sich langsam wieder auszudehnen; außerdem sorgt der Staat jetzt dafür, daß größere Heideflächen mit Wald bepflanzt werden. Der Wald hält die Feuchtigkeit fest. Nach und nach blüht in seiner Nähe, an den Rändern der Heide, die Landwirtschaft mehr auf. Überall sieht man schon recht schöne Ackerstreifen, mit Kartoffeln, Hafer und auch Roggen bewachsen. So wird vielleicht nach hundert Jahren die Lüneburger Heide in ein fruchtbares Wald- und Ackerland verwandelt sein.

Wir denken immer, das Bild einer Landschaft entsteht ganz von selbst, aber das stimmt nicht: der Mensch ist es, der unserer Landschaft das Gesicht gegeben hat."



Fichten und Kiefern streuen ihren Samen in den Heideboden. Der Heidjer hackt den Heideboden in Plaggen ab und benutzt ihn als Streu; neuer Wald kann so nicht entstehen



Junge Heidekiefer. — Die Schnucken beißen den saftigen Mitteltrieb ab, so daß der Baum in die Breite wächst, bis die Schnucken den Spitzentrieb nicht mehr erreichen können

Der Jude im Dorn

Wie uns griechische und römische Geschichtsschreiber berichten, gab es im alten Ägypten viel Verbrecher- und Diebsvolk, das sich mit Räuberstämmen aus der Wüste zusammentat und im Lande raubte, plünderte und mordete. Der Ägypterkönig jagte das Gesindel aus dem Lande. Unter Führung des Priesters Osarsiph, der sich nachher Moses nannte, zog es durch die Wüste nach Palästina und gründete dort das jüdische Reich.

Es war einmal ein reicher Mann, der hatte einen Knecht, der diente ihm fleißig und redlich, war alle Morgen der erste aus dem Bett und abends der letzte hinein, und wenn es eine saure Arbeit gab, wo keiner anpacken wollte, so stellte er sich immer zuerst daran. Dabei klagte er nicht, sondern war mit allem zufrieden und war immer lustig. Als sein Jahr herum war, gab ihm der Herr keinen Lohn und dachte, „das ist das gescheiteste; so spare ich etwas und er geht mir nicht weg, sondern bleibt hübsch im Dienst". Der Knecht schwieg auch still, tat das zweite Jahr wie das erste seine Arbeit, und als er am Ende desselben abermals keinen Lohn bekam, ließ er sich es gefallen und blieb noch länger. Als auch das dritte Jahr herum war, bedachte sich der Herr, griff in die Tasche, holte aber noch nichts heraus. Da fing der Knecht endlich an und sprach: „Herr, ich habe Euch drei Jahre ehrlich gedient, seid so gut und gebt mir, was von Rechts wegen mir zukommt; ich wollte fort und mich gerne weiter in der Welt umsehen." Da antwortete der Geizhals: „Ja, mein lieber Knecht, du hast mir unverdrossen gedient, dafür sollst du mildiglich belohnt werden", griff abermals in die Tasche und zählte dem Knecht drei Heller einzeln auf. „Da hast du für jedes Jahr einen Heller; das ist ein großer und reichlicher Lohn, wie du ihn bei wenigen Herren empfangen hättest." Der gute Knecht, der vom Geld wenig verstand, strich sein Kapital ein und dachte: „Nun hast du vollauf in der Tasche, was willst du länger sorgen und dich mit schwerer Arbeit länger plagen."

Da zog er fort, bergauf, bergab, sang und sprang nach Herzenslust. Nun trug es sich zu, als er an einem Buschwerk vorüberkam, daß ein kleines Männchen hervortrat und ihn anrief: „Wo hinaus, Bruder Lustig? Ich sehe, du trägst nicht schwer an deinen Sorgen." „Was soll ich traurig sein", antwortete der Knecht, „ich habe vollauf; der Lohn von drei Jahren klingelt in meiner Tasche." „Wieviel ist denn deines Schatzes?" fragte ihn das Männchen. „Wieviel? Drei bare Heller, richtig gezählt." „Höre", sagte der Zwerg, „ich bin ein armer, bedürftiger Mann, schenke mir deine drei Heller; ich kann nichts mehr arbeiten, du aber bist jung und kannst dir dein Brot leicht verdienen." Und weil der Knecht ein gutes Herz hatte und Mitleid mit dem Männchen fühlte, so reichte er ihm seine drei Heller und sprach: „In Gottes Namen, es wird mir doch nicht fehlen." Da sprach das Männchen: „Weil ich dein gutes Herz sehe, so gewähre ich dir drei Wünsche, für jeden Heller einen, die sollen dir in Erfüllung gehen." „Aha", sprach der Knecht, „du bist einer, der blaupfeifen kann. Wohlan, wenn es doch sein soll, so wünsche ich mir erstlich ein Vogelrohr, das alles trifft, wonach ich ziele; zweitens eine Fiedel, wenn ich darauf streiche, so muß alles tanzen, was den Klang hört, und drittens, wenn ich an jemand eine Bitte tue, so darf er sie nicht abschlagen." „Das sollst du alles haben", sprach das Männchen, griff in den Busch, und: denk einer, da lagen schon Fiedel und Vogelrohr in Bereitschaft, als wenn sie bestellt wären. Er gab sie dem Knecht und sprach: „Was du dir immer erbitten wirst, kein Mensch auf der Welt soll dir's abschlagen."

„Herz, was begehrst du nun?" sprach der Knecht zu sich selber, und zog lustig weiter. Bald darauf begegnete er einem Juden mit einem langen Ziegenbart, der stand und horchte auf den Gesang eines Vogels, der hoch oben in der Spitze eines Baumes saß. „Gottes Wunder", rief er aus, „so ein kleines Tier hat so eine grausam mächtige Stimme! Wenn es doch mein wäre! Wer ihm doch Salz auf den Schwanz streuen könnte!"

„Wenn es weiter nichts ist", sprach der Knecht, „der Vogel soll bald herunter sein." Legte an und traf aufs Haar, und der Vogel fiel herab in die Dornhecken. „Geh', Spitzbub", sagte er zu dem Juden, „und hol dir den Vogel heraus."

„Mein", sprach der Jude, „laß der Herr den Bub weg, so kommt ein Hund gelaufen; ich will mir den Vogel auflesen, weil ihr ihn doch einmal getroffen habt." Legte sich auf die Erde und fing an, sich in den Busch hineinzuarbeiten. Wie er nun mitten in dem Dorn steckte, plagte der Mutwille den guten Knecht, daß er seine Fiedel abnahm und anfing zu geigen. Gleich fing auch der Jude an die Beine zu heben und in die Höhe zu springen, und je mehr der Knecht strich, desto besser ging der Tanz. Aber die Dörner zerrissen ihm den schäbigen Rock, kämmten ihm den Ziegenbart und stachen und zwickten ihn am ganzen Leib.

„Mein", rief der Jude, „was soll mir das Geigen! Laß der Herr das Geigen, ich begehre nicht zu tanzen." Aber der Knecht hörte nicht darauf und dachte: „Du hast die Leute genug geschunden, nun soll es dir die Dornhecke nicht besser machen", und fing von neuem an zu geigen, daß der Jude immer höher aufspringen mußte und die Fetzen von seinem Rock an den Stacheln hängenblieben.

„Auweih geschrien!" rief der Jude, „geb ich doch dem Herrn, was er verlangt, wenn er nur das Geigen läßt, einen ganzen Beutel mit Gold" — „Wenn du so spendabel bist", sprach der Knecht, „so will ich wohl mit meiner Musik aufhören; aber das muß ich dir nachrühmen, du machst deinen Tanz noch mit, daß es eine Art hat." Nahm darauf den Beutel und ging seiner Wege.

Der Jude blieb stehen und sah ihm nach und war still, bis der Knecht weit weg und ihm ganz aus den Augen war. Dann schrie er: „Du miserabler Musikant, du Bierfiedler, warte, wenn ich dich allein erwische! Ich will dich jagen, daß du die Schuhsohlen verlieren sollst, du Lump. Steck einen Groschen ins Maul, daß du sechs Heller wert bist", und schimpfte weiter, was er nur losbringen konnte. Und als er sich damit etwas zugute getan und Luft gemacht hatte, lief er in die Stadt zum Richter. „Herr Richter, auweih geschrien! Seht, wie ein gottloser Mensch auf offener Landstraße mich beraubt und übel zugerichtet hat; ein Stein auf dem Erdboden möchte sich erbarmen: Die Kleider zerfetzt, der Leib zerstochen und zerkratzt, mein bißchen Armut samt dem Beutel genommen, lauter Dukaten, ein Stück schöner als das andere! Um Gottes willen, laßt den Menschen ins Gefängnis werfen!" — Sprach der Richter: „War es ein Soldat, der dich mit seinem Säbel so zugerichtet hat?"

„Gott bewahr!" sagte der Jude, „einen nackten Degen hat er nicht gehabt, aber ein Rohr hat er gehabt auf dem Buckel hängen, und eine Geige am Hals; daran ist der Bösewicht zu erkennen."

Der Richter schickte seine Leute nach ihm aus; die fanden den guten Knecht, der ganz langsam weitergezogen war, und fanden auch den Beutel mit Gold bei ihm. Als er vor Gericht gestellt



Zeichnungen: A. Ponta



Der Richter erlaubte dem Knecht, ehe er gehenkt wurde, noch einmal auf ſeiner Geige zu ſpielen

wurde, ſagte er: „Ich habe den Juden nicht angerührt und ihm das Geld nicht abgenommen; er hat es mir aus freien Stücken angeboten, damit ich nur aufhörte zu geigen, weil er meine Muſik nicht vertragen konnte.“

„Gott bewahr!“ ſchrie der Jude, „der greift die Lügen wie Fliegen an der Wand.“ Aber der Richter glaubte es auch nicht und ſprach: „Das iſt eine ſchlechte Entſchuldigung, das tut kein Jude“, und verurteilte den guten Knecht, weil er auf offener Straße einen Raub begangen hätte, zum Galgen. Als er aber abgeführt wurde, ſchrie ihm noch der Jude zu: „Du Bärenhäuter, du Hundemuſikant, jetzt kriegſt du deinen wohlverdienten Lohn.“ Der Knecht ſtieg ganz ruhig mit dem Henker die Leiter hinauf; auf der letzten Sproſſe aber drehte er ſich um und ſprach zum Richter: „Gewährt mir noch eine Bitte, ehe ich ſterbe.“

„Ja“, ſprach der Richter, „wenn du nicht um dein Leben bitteſt.“ „Nicht ums Leben“, antwortete der Knecht, „ich bitte, laßt mich zu guter Letzt noch auf meiner Geige ſpielen.“ Der Jude erhob ein Zetergeſchrei: „Um Gottes willen, erlaubt es nicht, erlaubt es nicht.“ Allein der Richter ſprach: „Warum ſoll ich ihm die kurze Freude nicht gönnen: es iſt ihm zugeſtanden und dabei ſoll es ſein Bewenden haben.“ Auch konnte er es ihm nicht abſchlagen wegen der Gabe, die dem Knecht verliehen war. Der Jude aber rief: „Auweih! Auweih! Bindet mich an, bindet mich feſt.“ Da nahm der gute Knecht ſeine Geige vom Hals, legte ſie zurecht. Und wie er den erſten Strich tat, fing alles an zu wabern und zu wanken — der Richter, die Schreiber und die Gerichtsdiener —, und dem, der den Juden feſtbinden wollte, fiel der Strick aus der Hand. Beim zweiten Strich hoben alle die Beine, und der Henker ließ den guten Knecht los und machte ſich zum Tanze fertig. Bei dem dritten Strich ſprang alles in die Höhe und fing an zu tanzen, und der Richter und der Jude waren vorn und ſprangen am beſten. Bald tanzte alles mit, was auf den Markt aus Neugierde herbeigekommen war, alte und junge, dicke und magere Leute untereinander, und die Hunde, die mitgelaufen waren, ſetzten ſich auf die Hinterfüße und hüpften mit. Und je länger er ſpielte, deſto höher ſprangen die Tänzer, daß ſie ſich einander die Köpfe ſtießen und anfingen, jämmerlich zu ſchreien.
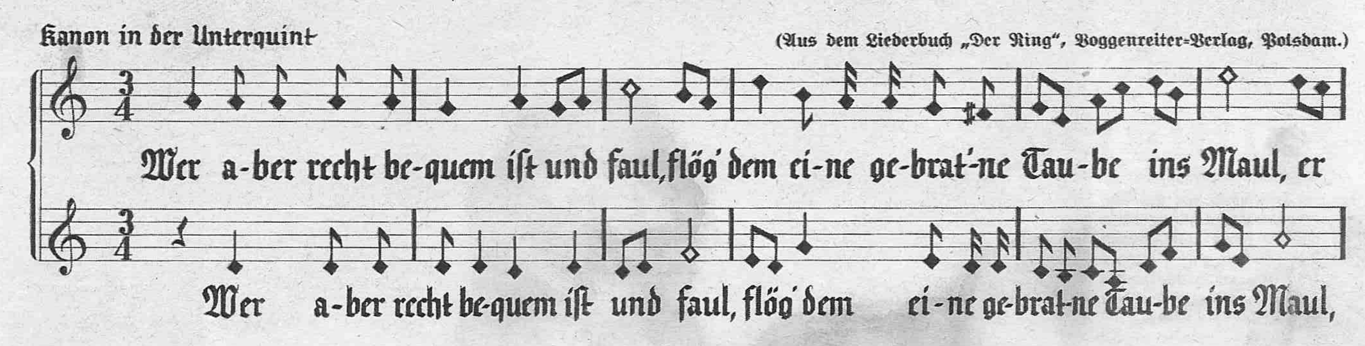
Endlich rief der Richter ganz außer Atem: „Ich ſchenke dir dein Leben, höre nur auf zu geigen.“ Der gute Knecht ließ ſich bewegen, ſetzte die Geige ab, hing ſie wieder um den Hals und ſtieg die Leiter herab. Da trat er zu dem Juden, der auf der Erde lag und nach Atem ſchnappte, und ſagte: „Spitzbube, jetzt geſteh', wo du das Geld her haſt, oder ich nehme meine Geige vom Hals und fange wieder an zu ſpielen.“ „Ich hab's geſtohlen, ich hab's geſtohlen“, ſchrie er, „du aber haſt's redlich verdient.“ Da ließ der Richter den Juden zum Galgen führen und als Dieb aufhängen.
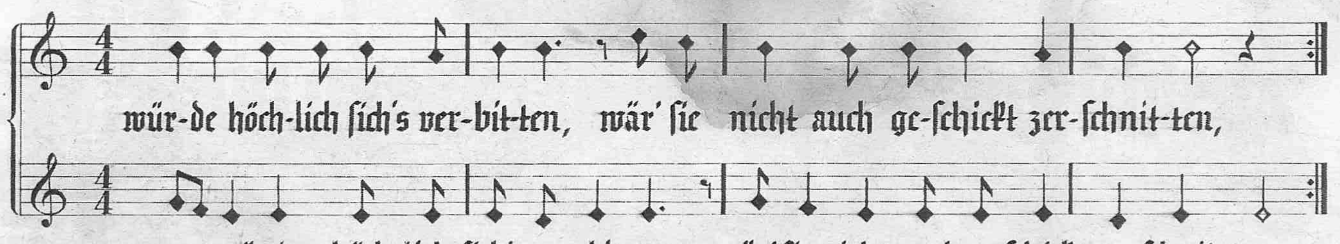
Kanon beim Pott-Scheuern

Worte: Johann Wolfgang von Goethe. Weise: Ernst Lothar v. Knorr

Kanon in der Unterquint

(Aus dem Liederbuch „Der Ring“, Voggenreiter-Verlag, Potsdam.)





Mein Stiefel

Mein Stiefel stöhnt. – Ich seh' es ein: –
Ich möchte auch nicht Stiefel sein.

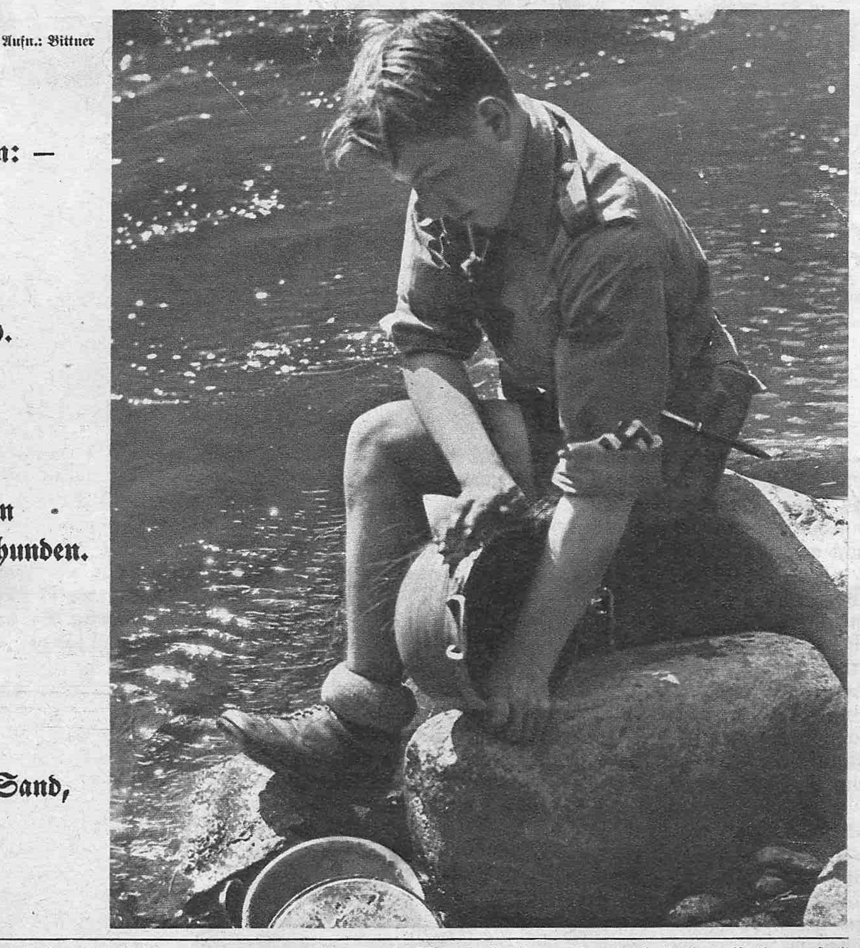
Sitzt er zu locker – läuft sich's schlecht.
Sitzt er zu fest – ist's auch nicht recht.
Man schlägt ihm Zwecken in den Bauch.
Wie herzlos roh ist dieser Brauch!

Früh wird ihm das Gesicht geschrubbt,
bis er als Lackschuh sich entpuppt;
dann wird er fünf, sechs, sieben Stunden
mit Wendung „links“ und „kehrt“ geschunden.

Die Hacken knallen hundertmal,
dem Absatz jedesmal zur Qual.
Jetzt tritt ihn derb der Hintermann;
dann stößt er vorn an manches an.

Er muß durch Pfützen, Schlamm und Sand,
und bleibt trotz allem noch verkannt.
Erst spät am Abend hat er Ruh. –
Du armer, armer Stiefel du!

Aufn.: Bittner



„Hilf mit!“ erscheint monatlich. Herausgeber: NS.-Lehrerbund. Hauptschriftleiter und verantwortlich: Erwin Ibing, Berlin. – Druck und Verlag: Verlagsanstalt H. A. Braun & Co., Berlin-Tempelhof, Alboinstr. 19/23. – Nachdruck verboten. Alle den Inhalt betreffenden Zuschriften, Beiträge usw. sind zu richten an: Schriftleitung „Hilf mit!“, Berlin-Tempelhof, Alboinstr. 19/23, Fernruf: G 5 (Südring) 6456. Rücksendung unverlangter Manuskripte nur gegen Rückporto.